EBBE KORNERUP

INDIEN

GYLDENDAL'SCHER VERLAG · BERLIN


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

INDIEN

EBBE KORNERUP

INDIEN

1921
GYLDENDAL'SCHER VERLAG A. G.
BERLIN

Umschlag nach einer Zeichnung des Verfassers
Berechtigte Übertragung von Else v. Hollander

Druck: Gyldendal'scher Verlag A. G., Abt. Buchdruckerei
Berlin SW 68.

INHALT

AM GANGES

Es gleitet — es sickert — es zieht — es fließt — es schiebt sich, langsam, gelb und gleichmäßig, träg und ruhig den gleichen Weg, abwärts, all das, was auf einem indischen Fluß liegt und fließt — ein gelber Brei, schmutzig gelb mit grauen Streifen, in grünen, gelben, grauen Farben, so treibt es immer den gleichen Weg, den gleichen Weg.

An den Ufern Treppen über Treppen, und alle führen hoch hinauf zu uralten Tempeln, die wie graue Zahnstümpfe aus den Kiefern des Flusses zu beiden Seiten aufragen. Alles ist grau, gelblich und staubig, aber auf den Stufen leuchten Farben, denn die Treppen sind alle dicht besetzt mit braunen, halbnackten Indern, und selbst der Fluß wimmelt von badenden Menschen. Auf den Treppenstufen liegen weiße Gewänder, safrangelbe Turbanbinden, kirschrote oder jadegrüne Kleidungsstücke, bunte Flecke über die graue Steinmasse zerstreut. Man könnte fast glauben, hier ginge ein Fest vor sich und nicht eine religiöse Handlung: das Bad der Hindus im heiligen Ganges.

Greise, mager, daß man ihre Rippen zählen kann wie bei abgetriebenen Eseln, sitzen in Reihen auf den untersten Stufen am Wasser. Und an beiden Ufern das gleiche Bild: badende Hindus, Hindus, die sich entkleiden, Tausende von nackten Hindus.

Unterhalb eines ockergelben Tempels stand Khadia. Er hatte den Lendengürtel abgelegt und war in den Ganges hineingewatet, die heilige Schnur hing an seinem Halse und leuchtete weiß auf seiner braunen Haut, dann tauchte er dreimal im Flusse unter, daß das Wasser über seiner heiligen Haarlocke zusammenschlug, stieg hinauf und setzte sich wieder auf die Treppe.

Ein ganzes Jahr war es her, seit er Sita verloren hatte, seine kleine Frau, aber ihm war, als seien schon viele, viele Jahre seitdem vergangen. Nachdem sie damals verbrannt und begraben worden war, hatte er Bombay verlassen, war nach seinem Geburtsort gewandert und schließlich zu Fuß hierher gelangt, war immer nur gegangen und gegangen, war durch Wüste und Gebirge gewandert und schließlich hier am Ganges gelandet.

An den grünen Ufern des Ganges hatte er seinen Verlust von neuem gefühlt, hatte entbehrt, gelitten, aber auch Ruhe gefunden, er hatte mit Yogis und Brahminen gesprochen, hatte heilige Fakire ihre mystischen Künste ausüben sehen, die ihn hingerissen und stark ergriffen und ihm eine ganz neue Auffassung vom Dasein gegeben hatten — neu insofern, als diese Auffassung der Ansicht, die er sich in seinen Studienjahren in London gebildet hatte, diametral entgegengesetzt war. Er hatte seinen Kinderglauben wiedergefunden, nur verstärkt, fast einen neuen, tiefen Glauben. Es war, als habe er erst jetzt sein eigenes Land — Indien — verstehen gelernt, in all diesen weißhaarigen, mageren Männern, die hier überall herumsaßen und hungerten, entbehrten, Not litten, nur um an ein Leben in einer andern Welt zu denken.

Der Gedanke, verlöschend in ein Nirwana unterzutauchen, hatte ihn begeistert, als er seinerzeit nieder-

gebrochen und betrübt an den Ganges gekommen war. Aber jetzt . . . jetzt war eine lange Zeit vergangen, eine sehr lange Zeit, und ein neuer Frühling sproßte an den Ufern des heiligen Stromes! Nun, da die Wasserlilien sich von neuem der Sonne entgegenstreckten, hatte Khadia wieder von seinen roten Blumen geträumt. War denn nicht Frühling in der Luft? War der kleinste Sproß frühlingsgrünen Laubes nicht eine Unruhe, eine Angst in seinem Blut? Er sah die Fakire mit neuen Augen an und wurde argwöhnisch gegen die Priester. Er begann diesen und jenen zu kritisieren, begann Fehler an ihnen zu finden. Waren es nicht lauter alte, ausgetrocknete, verstockte Männer? Machten viele von ihnen nicht aus der Not eine Tugend? Vielleicht hatten sie alle damals, als sie selber jung waren, so flott drauflosgelebt, daß ihnen jetzt das Hungern gut tat, und war er, Khadia, nicht noch jung? Er fühlte die Säfte in seinem Blut gären, und die Sehnsucht nach andern Menschen erwachte als erste Ahnung einer neuen Lebensführung in ihm. Ein leises Lächeln glitt wie Sonnenschein über seine geschwungenen Lippen, dann wickelte er seinen Turban um den Kopf, legte das Lendentuch um und stieg die Treppen hinauf.

Ganz oben von der Höhe blickte er über die bunte Masse hin, hier oben war der Lärm gleichsam stärker und sammelte sich wie ein gewaltiges Konzert in einem Brummen und Summen, und zu seinen Füßen war all das Treibende, Gleitende, Strömende, Wogende, die gelbe Flußmasse, die sich dem Meere zuwälzte.

Khadia hob die Stirn, unwillkürlich schob er die Brust vor. War er jetzt nicht lange genug an diesem einförmigen gelben Fluß gewesen — hörte er nicht fern, ganz fern und tief in seinem innersten Ich einen Ruf? Was es war oder wer es war, wußte er nicht,

aber er hatte doch eine Ahnung: warteten die roten Blumen noch auf ihn?

Am gleichen Tage ging Khadia zu einem der weißhaarigen Priester und bat ihn um ein Pfund Sterling. Der Priester wandte den Kopf und sah Khadia verwundert an. Jetzt kannte er ihn ein volles Jahr, hatte in der ganzen Zeit in Khadia einen entsagenden Jüngling gesehen — was sollte dies nun heißen? Der Starrsinn in dem Priester wuchs. Aber als Khadia ihn ruhig fragte, ob er ihm denn das Geld nicht wenigstens leihen wolle, wurde der Alte erst recht unwillig, und wie ein leberkranker Schullehrer schlug er es Khadia rundweg ab, ihm zu helfen.

Und das war vonnöten. Khadia wurde hitzig. Das Blut ging mit ihm durch, er beschimpfte den Priester und machte sich auf den Weg in die Stadt.

Er war plötzlich wieder Mensch geworden, es war, als sehe er jetzt alles mit neuen Augen an: Zu dumm, daß er auch keine Kleider hatte. Wie sollte er nur hier wegkommen! Was war zu tun? Wenn wenigstens Willy Wood da wäre, um ihm zu helfen, dachte er, aber Willy, der war ja weit drüben in China.

BOMBAY

EIN großer weißer Dampfer glitt vom Indischen Ozean her an der Insel Elefanta vorbei und schwenkte laut tutend um die Wellenbrecher herum in den Hafen von Bombay hinein. Ketten rasselten, halbnackte Matrosen liefen tanzend auf dem Hinterdeck umher, man hörte ein Aufklatschen, und durch das klare, blaue, durchsichtige Wasser sank ein Riesenanker auf den Meeresgrund nieder. An der Spitze des Schiffsmastes flatterte eine gelbe Fahne, und eine gleiche war am Kai gehißt, die Quarantäneflagge.

Eine Schaluppe steuerte mit voller Motorkraft in großem Bogen auf das Schiff zu und legte an. Ein junger, rotgesichtiger Europäer, ein Engländer in schneeweißem Anzug, stieg eilig die Falltreppe hinauf, ihm folgte ein anderer ebenso sauber gekleideter Europäer mit ebenso rotem Gesicht; dann kamen noch ein paar gutgewachsene Inder in gelbem Khaki, die Reitpeitsche in der Hand. Das war der Doktor mit Gefolge. Sie gingen unmittelbar zu dem Kapitän hinauf, und gleich darauf entstand hinten auf Deck eine hastende Geschäftigkeit. Ein paar geschwärzte Heizer kamen aus dem Bauch des Dampfers hervorgekrochen, Köche, Stewards, Matrosen tauchten aus allen Ecken des Schiffes auf, stürmten heran und stellten sich in Reih und Glied unter dem großen Sonnenzelt auf.

In einem Liegestuhl auf dem Promenadendeck lag unterdes Willy Wood, rauchte Zigaretten und blickte über das blaue Meer hin. Endlich war er zurück, wieder in Indien, wie mochte es seinem Freunde Khadia ergehen? Khadia, bei dem er gewohnt hatte, als er zuletzt in Indien gewesen war.

Und jetzt war ein ganzes Jahr vergangen, seit er ihn und Bombay verlassen hatte, um nach China zu reisen, an einem roten Sommerabend, als die Sonnenscheibe rund und groß im Meer ertrank und Khadia, seine Frau Sita und Prabaker, der Zeitungsjunge vom Bombayer Terminus, Nummer elfhundertunddrei, auf dem Kai standen; es würde eine Freude sein, sie alle wiederzusehen.

Auf das Deck trat der Kapitän in lebhafter Diskussion mit dem Rotgesicht und dem Schiffsarzt.

„Ein paar Fälle haben wir allerdings gehabt." Der Kapitän gab der lokalen Behörde Auskunft über den Gesundheitszustand des Schiffes; an der chinesischen Küste herrschte Pest, und der Dampfer kam aus China, so daß jetzt von Quarantäne die Rede war. . . „Aber wir haben sie sofort isoliert, also damit werden wir schon fertig werden." Der Kapitän stopfte sich die Shagpfeife; es war ihm sehr darum zu tun, jetzt gleich in den Hafen zu kommen. Dann verschwanden sie alle hinter einer Mahagonitür in der Besteckkajüte, und das Deck lag wieder blank und leer da. Willy sah die Planken perspektivisch zusammenlaufen, diese Planken, die er tage- und wochenlang gesehen, die er so gut kannte und jetzt verlassen sollte. Die Sonne stand gerade im Zenith, und obwohl ein doppeltes Sonnenzelt angebracht war und die Brise von den Bergen kühl über das Schiff hinstrich, war es doch unmäßig heiß.

Von Deck erklang plötzlich lautes Gemurmel vieler Stimmen, Schreie ertönten vom Wasser her. Er warf

die Zigarette weg und war im Nu an der Reeling. Sieh da! Da wimmelte es von Booten mit nackten Knaben, die die Leute auf dem Dampfer anriefen; „money!“ heulten sie und stürzten sich kopfüber ins Wasser. Geldstücke blinkten in der Sonne und verschwanden in dem grünblauen Element: wie kleine braune Frösche tauchten die Knaben ins Wasser hinein. Kopf auf Kopf kam wieder empor und blendend weiße Zähne leuchteten in braunen Gesichtern. Ein Junge hielt den Arm in die Luft, zeigte eine Münze und steckte sie dann in den Mund.

Die Aerzte, der Kapitän und die Rotgesichter kamen aus der Kajüte, ein Gong brummte, und die Passagiere schlenderten zum Lunch hinunter.

Die gelbe Fahne auf dem Schiff wurde eingezogen, die Schaluppe mit dem Arzt fuhr wieder ab, und auch an Land sank die gelbe Fahne. Die Quarantäne war aufgehoben. Boote, die sich bisher in repektvoller Entfernung vom Dampfer gehalten hatten, legten jetzt am Schiff an. Es gab ein Heulen und Schreien, und ehe man noch zur Besinnung kam, war das Deck von einer lärmender brüllenden Bande erobert.

Zuerst füllte sie die Gänge auf dem unteren Deck, aber es dauerte nicht lange, da wagte sie sich auch auf das Promenadendeck hinaus und nahm das ganze Fahrzeug in Besitz.

Dann rasselten wieder Ketten, der Anker wurde gelichtet, der Dampfer tutete und das Schiff fuhr an den Kai.

Willy Wood begab sich in das „Taj Mahal Palace Hotel“.

Nach dem Bad saß er in funkelnagelneuem Anzug unten zwischen den Säulen unter knarrenden Punkas (Ventilatoren). Weißgekleidete Inder in roten Saffianschuhen glitten über hochrote Läufer, man hörte blö-

kende Töne von einer fernen Jazzbande, durch die Halle sah man draußen auf dem Boulevard rote, gelbe, grüne Turbane, starke, reine Farben wie in Kinderbüchern. War er wirklich wieder in Indien? In Khadias Indien, diesem wunderlichen Märchenlande, das er nur verlassen hatte, um nach China zu reisen?

China und die Chinesen, von denen er eben kam, das Meer und die Wogen, das alles lag hinter ihm. Welten für sich. Hier aber war Indien, ein Land, das er kannte und doch auf wunderbare Weise jetzt wieder ganz neu fand.

Es war doch gar nicht so lange her, seit er in diesen Straßen als Hindu gekleidet mit Prabaker und Khadia umhergegangen war.

War es nicht das Beste, Mister Bagwandas, Khadias Onkel, anzutelephonieren?

Er ging durch die Halle in eine Telephonzelle, knipste das elektrische Licht an, schlug ein Telephonbuch auf und verlangte Giurgom. „Giurgom siebenhundertundsechs — hallo, ist Mister Bagwandas zu Hause?“ Mister Bagwandas werde sofort kommen, wurde geantwortet.

Er hielt die Verbindung aufrecht . . . endlich kam eine Stimme. „Wer ist da?“ fragte sie.

Willy Wood antwortete. „Eben aus China gekommen, ja, danke, ausgezeichnete Reise. . . Wie, Khadia ist fort? . . . Nach dem Ganges? Und Frau Sita? . . . Sie ist tot? O, mein Gott. . Ja, kommen Sie bitte gleich her . . . ja, ja . . auf Wiedersehn,“ Wood legte den Hörer hin.

Ein Gig fuhr vor Taj Mahal vor, und Mister Bagwandas, ein kleiner, zierlicher Herr stieg aus. Er war elegant gekleidet, in Turban, weißen, engen, gefalteten Beinkleidern und trug moderne Lackschuhe. Seine Karte gab er dem Portier, der ihn gleich an Herrn Wood verwies.

Es war ein erfreuliches Zusammentreffen, ein Fragen hin und her.

Wood mußte von China und seiner Reise erzählen. Bagwandas dagegen berichtete Folgendes: Sita war im Wochenbett gestorben, das Kind lebte nur wenige Stunden; Khadia hatte sich das alles sehr zu Herzen genommen, hatte sich in seinen Geburtsort Nasik begeben und von dort weiter nach Norden. Das letzte Mal hatte man von ihm vom Ganges gehört, aus Benares oder Delhi. Bagwandas' Sohn Ali ging es gut, aber von dem kleinen Prabaker hatte er nie etwas gesehen.

Sie aßen ein Gabelfrühstück zusammen und tranken den Kaffee auf der Terrasse beim Springbrunnen.

Ob es möglich wäre, Khadia zur Rückkehr nach Bombay zu bewegen? fragte Willy im Lauf des Gesprächs.

„Das ist schwer zu sagen," meinte Bagwandas. „Khadia ist ganz verändert." Soviel er, Bagwandas, wisse, verkehre Khadia nur mit Fakiren und andern heiligen Männern. Ob er Yoga studiere oder Brahmas Lehre, daraus sei Bagwandas nicht klug geworden.

Willy lauschte gespannt. Bagwandas fuhr fort.

Khadias Adresse kenne er nicht. Das heißt, sagte er und nahm eine Zigarette aus einem Etui, er kenne einen Mann unten im Basar, der wieder einen andern kenne, der diese Gegenden bereise. Er wolle nachfragen lassen, und Willy Bescheid geben.

Dann tranken sie ihren Kaffee aus und gingen durch das Hotel nach dem Wagen.

Bagwandas und Willy fuhren zusammen nach Giurgom hinaus. Das leichte kleine Gefährt, in dem sie saßen, schaukelte durch die mächtigen Alleen Bombays, eilig glitt es an Tennis- und Ballplätzen vorbei, vorbei an dem Tierhospital und der Statue der jungen

Königin Viktoria, an der Küste entlang, die sich in reizvollen Kurven dahinwindet. Die Wellen schlugen gegen den Strand und ein frischer Wind vom Meere strich über den Strandweg und wiegte Giurgoms Palmenblätter. Schwarzgekleidete Parsen mit hohen dunkeln Hüten gingen in Gärten hinter weißen Zäunen und besorgten die Blumen.

Sie trafen einen Wagen nach dem andern. Reiter sausten an ihnen vorbei, Herren und Damen zu Pferde, und auf dem Fußsteig wanderten Hindus in hellen, bunten Gewändern. Es war Leben auf der Promenade, englische Soldaten in Khaki mit dem Rohrstock fehlten auch nicht, und ab und zu sahen sie indische Wagen, die mit Segeltuch überspannt waren und von Ochsen gezogen wurden. Willy erinnerte sich deutlich des Morgens, da er zum erstenmal in Indien an Land gegangen und gerade hier entlang gefahren war.

Da hielt der Wagen vor einer Villa in Giurgom. Diener kamen herausgeeilt und halfen ihnen beim Aussteigen.

Sie gingen sofort in ein Zimmer, das Aussicht aufs Meer hatte. Der Tee war auf einem Tablett auf dem Fußboden zurechtgestellt. Hier saßen sie dann auf großen weißen Kissen, rauchten und sprachen über Khadia.

Draußen schwankten die Palmblätter, und drinnen schaukelten ruhig und bedächtig die Punkas und wehten ihnen Blumenduft von den Gartenbeeten zu.

Die Kissen lagen im Halbkreis auf einem dicken Teppich verstreut. Die Beiden hatten die Beine hochgezogen und verkreuzt. Bagwandas fiel das sehr leicht, er war ja von Kindheit an daran gewöhnt, Willy dagegen war etwas aus der Gewohnheit gekommen, nachdem er sich tagelang auf den Liegestühlen des Dampfers gestreckt hatte. Die Vorhänge blähten sich in der Zug-

luft und das Licht war durch die herabgelassenen Markisen gedämpft. Durch die offene Verandatür sahen sie die Palmen.

Und alles hatte einen gelben Schein, gelb und grünlich, weich und verschwommen, in angenehmen Tönen, so erquickend für die Augen nach den glitzernden Lichtstreifen, nach den grellen starken Farben und der funkelnden Sonne draußen.

Nackte Knaben gingen aus und ein, auf Holztabletten brachten sie neuen heißen Tee, dünne geröstete Brotscheiben und geschälte und zerteilte Früchte. Einer nahm hinter Willy Platz und fächelte ihn mit einem großen grünen Federbüschel.

Khadia ... Sie sprachen noch immer über Khadia. Willy fragte, und Bagwandas war ein glaubwürdiger Erzähler. Eigentlich hatte Bagwandas nicht viel Vertrauen zu Khadias mystischer Bekehrung zu religiöser Verschrobenheit, wie er sich ausdrückte, zu diesem reinen Wahnsinn. Ganz sicher sei Khadias Trauer echt gewesen, als er seinerzeit die Geliebte verlor, sie sei groß, ergreifend, erschütternd gewesen, so hatte wenigstens Bagwandas sie aufgefaßt, aber von Trauer bis zum Wahnsinn sei doch noch ein großer Sprung, doch da er selber es ernst zu meinen scheine, da müßten die andern es auch wohl ernst nehmen.

Es lohne sich wohl, wenn Willy Wood doch eine Reise durch Indien machen wolle, an den Ganges zu gehen und selber mit Khadia zu sprechen. Vielleicht sei er schon andern Sinnes geworden.

Während sie so zusammen plauderten, kam ein blutjunges Mädchen herein. Sie ging langsam auf Bagwandas zu, flüsterte ihm auf Marathi ein paar Worte zu und glitt dann ebenso leise wieder hinaus, wie sie hereingekommen war. Aber das Mädchen hatte doch unbewußt Zeit genug gehabt, Willy durch ihr plötzliches

Erscheinen zu verzaubern. Hier in diesem sanften, weichen, verschönenden Zwielicht war sie ihm doppelt verführerisch erschienen. Vielleicht war das Licht schuld daran, oder wohl eher noch die seltsam starke Lebenslust, die jeder junge Mann fühlt, wenn er, soeben nach einer langen Seereise an Land gekommen, dem ersten verführerischen Menschen begegnet.

Das Blut wallte in Willy auf, Begierde ergriff ihn, aber im gleichen Augenblick war das Mädchen schon aus der Tür, nur das Geräusch ihrer schleifenden Füße auf der Matte klang ihm noch im Ohr.

Bagwandas entschuldigte sich und ging auch hinaus: er werde in einer halben Stunde wiederkommen, Willy solle sich nur hinlegen und sich ausruhen.

Da streckte er sich auf den Kissen aus und blickte zu der Decke auf, nach den Punkas, die grau und träg langsam hin und her schaukelten.

Der Knabe mit dem Federbüschel fächelte unausgesetzt; sein schlanker Körper war fest, aber mit wechselndem Muskelspiel. Er blickte mit großen, weichen Kuhaugen auf Willy nieder. Willy dehnte sich auf den Kissen und der Knabe beugte sich mit dem Fächer über ihn.

Oben an der Decke steckte ein Gekko seine Zunge lang nach einer Fliege aus. Es war sonst ganz still, bis auf das Knirschen und Knarren der Punkas.

Willy schlief ein. Der Knabe fächelte weiter, vor sich hinträumend, und blickte auf Willy nieder, auf den weißen Mann, den Herrn hier in Indien, der ein ganz anderer Mensch war als er selbst, aber ein Typ, der ihn trotz allem wunderlich und unbegreiflich anzog.

IM BASAR

OBEN im Basar in einer Stadt am Ganges traf Khadia in einem schattigen Winkel einen Reisenden, der in Allahabad und Cawnpur gewesen war, und als sie Tee zusammen tranken, fragte Khadia ihn, ob er ihm seine Dienste anbieten dürfe. Der Mann war einverstanden und sie verabredeten, daß Khadia für ihn Briefe nach Diktat schreiben solle. Khadia bekam eine Matte und siedelte mit dem Kaufmann in das Travellershouse der Stadt über.

Hier saß er nun Woche für Woche und schrieb und malte Briefe und Zahlen, eine Seite nach der andern, bis der Kaufmann ihm Beinkleider, Turban und Kaftan beschafft hatte.

Dann trat Khadia seine Reise nach Süden an. Die Wüste nahm ihn auf. Er schlief des Nachts unter freiem Himmel und schloß sich tags auf dem Wege von Oase zu Oase zufällig des Wegs kommenden Reisenden an. In einzelnen Städten blieb er wochenlang, lebte in den Basaren und machte Bekanntschaften, in der Regel aber zog er rasch weiter.

In einer kleineren Stadt oben in den Bergen traf er einen Mann, groß, mager, mit einem dicken Bart, der mit Kämmen aufgerollt war, einen Sikh-Mann aus dem Norden, der etwas Feminines, Katzenhaftes an sich hatte. Haar und Haut waren geölt wie bei den Sin-

ghalesen. Pferdehändler war er von Beruf. Khadia traf ihn in einem Café und bot ihm seine Hilfe an. Der Pferdehändler lächelte und fand Gefallen an Khadia.

Am folgenden Tage gingen sie zusammen in den westlichen Stadtteil, machten vor einer grüngestrichenen Tür halt, und der Pferdehändler klopfte an. Es raschelte innen, die Tür wurde geöffnet, und sie betraten einen geräumigen Hof, den süßlich-betäubender Ammoniakgeruch erfüllte. Mitten auf dem Platz unter einem Dach von verwelkten Palmblättern standen kauend einige Pferde. Auf einem Trog saß ein Bursche mit gesunden Backen, weichen Armen und festen Waden und rauchte eine Zigarette, aber obwohl sein Mund hübsch war, drückte er doch eine Stärke aus, die sonst nicht zu den runden Formen des Burschen paßte. Das war Prabaker, der Fakirknabe aus Lena, der Zeitungsjunge vom Bombayer Terminus, Nummer elfhundertunddrei, Khadias Freund.

Im selben Augenblick ertönte ein Freudengebrüll, und Khadia und Prabaker umarmten sich. Ihr Mund stand nicht einen Augenblick still.

Unterdes nahm der Kaufmann die Kämme aus dem Bart, kämmte ihn durch, glättete ihn, rollte ihn endlich auf seine langen Finger und steckte die Kämme wieder ein, während er über die Schulter heimlich die jungen Menschen beobachtete.

Khadia hatte am wenigsten zu erzählen, über die Zeit am Fluß ging er hinweg. Was er erzählte, betraf meistens die allerletzten Erlebnisse: wie er unterwegs durch Briefeschreiben Geld verdient habe und jetzt auf dem Wege nach Bombay sei; aber im Fragen war er unermüdlich.

Prabakers Erzählung wollte fast kein Ende nehmen. „Wo haben wir uns doch getrennt? War ich damals Zeitungsjunge oder Droschkenkutscher? Ich kann mich

nicht darauf besinnen! Aber, Khadia, erinnerst du dich noch an Willy?" Und sie sprachen von Wood und von Lena und Bombay und Nasik City.

Prabaker sprach von Pferdehändlern. Den ersten hatte er in Bombay selbst getroffen, länger als drei Monate hatte er seine Pferde versorgt und reiten gelernt, war dann von Ort zu Ort gereist, meistens mit Mohammedanern, fand sich jetzt gut zurecht und verstand sich auf Pferde.

Dem Kaufmann war Prabaker wirklich unentbehrlich geworden. Schon die Art, wie er auf den Märkten ein Pferd vorführte, genügte oft, um den Handel vorteilhaft abzuschließen.

Prabaker war jetzt ein kräftiger Bursche geworden; er konnte die Knie zusammenpressen, wenn er zu Pferde saß, und ängstlich war er auch nicht. Es war ein Bild der Kühnheit, ihn auf einem sich bäumenden Hengst über einen Platz galoppieren zu sehen, daß Kies und Steine hinter den Hufen aufsprühten. Prabaker war eins mit seinem Pferde. Von allem, was er bisher getrieben hatte, war diese Arbeit bei den Pferden ihm das Liebste, jetzt war er froh und glücklich.

Am selben Abend aber, als Khadia und Prabaker zusammen auf den gelben Matten in einer Nische hinter dem Pferdestall lagen, beschloß Prabaker doch, Khadia nach Bombay zurückzubegleiten, ans Meer, und dabei blieb es. Im Nu waren die Pferde vergessen, denn letzten Endes war Nomadenblut in seinen Adern. Und jetzt, da er Khadia getroffen hatte, war seine Freude viel zu groß, als daß er sich wieder von ihm hätte trennen mögen.

Prabaker hatte etwas Geld, und am nächsten Morgen fuhren sie mit dem Bummelzug zusammen nach Bombay ab. Der Schnellzug war zu teuer, und so dauerte die Reise ein paar Tage, aber das

kümmerte sie nicht. Im Gegenteil! Es war ihnen eine Freude, im Zuge zu sitzen, aus dem Fenster zu sehen und sich in dem Gedanken zu sonnen, daß sie die vielen, mühseligen Meilen nicht zu Fuß zurückzulegen brauchten, sondern hier im Zuge sitzen konnten, die Beine hochgezogen und verkreuzt, daß sie sogar schlafen konnten und doch vorwärts kamen.

Eines Abends spät kamen sie in Bombay an.

Die Zeitungsjungen auf dem Bahnhof schrien, streckten ihnen lachend die neuen Zeitungen hin, und Prabaker tanzte vor Freude zwischen den Knaben den Bahnsteig entlang. Ihm war es, als habe er noch gestern hier Zeitungen verkauft; er meinte sich selber zu sehen ... er hörte Khadia glucksend lachen wie in alten Tagen.

Stockfinster war es, als sie an das Travellershouse kamen und anklopften, aber da niemand antwortete und das Tor verrammelt war, legten sie sich auf dem Hof in der Nähe des Brunnens nieder, hüllten sich in eine Decke und schliefen ein.

Die Sterne standen am Himmel, hell funkelnd und groß, es war fast, als hingen sie tiefer als sonst, das Kreuz des Südens, der Orion, der Drache und die Milchstraße, und langsam drehten die Sterne sich am Himmelsgewölbe. Die Zeit vergngi. Die Knaben schlummerten ruhig, die Hunde kläfften, die Hähne krähten und die Moskitos sangen und schwirrten in der weichen Tropenluft, während die Feuerfliegen am Brunnen leuchteten.

Endlich ging ein Zittern über den Himmel, als seien große Vorhänge vor verborgenen Lichtquellen zur Seite geglitten, die in unglaublich kurzer Zeit in immer breiter werdenden Lichtgürteln das Gewölbe überfluteten.

Die Sterne erblaßten, die Wolken röteten sich, die Sonne ging auf und im gleichen Augenblick war es heller Tag.

Da klopften sie an das Haus, und es wurde sofort geöffnet. Derselbe Mann, der vor Jahr und Tag hier gewohnt hatte, kam heraus.

Bald knisterte ein munteres Feuer, das Wasser kochte und die Morgenmahlzeit wurde bereitet. Nach einem gründlichen Bad machten die beiden Freunde sich nach Bombay auf den Weg.

Herrlich ist es, auf Reisen in die Städte zurückzukommen, die man in- und auswendig kennt, wo man geliebt und gearbeitet hat. Und was hatten sie nicht alles hier in Bombay erlebt! Barg die Stadt nicht Erinnerungen, die ihnen zulachten und zujauchzten, die weinten und jammerten? Hatten nicht alle Gassen und Straßen, alle Alleen und Kaie, die vielen, vielen Teile der Millionenstadt Bombay ihnen etwas zu sagen?

Hier waren sie auch mit Willy Wood gewesen, den Khadia auf der Heimreise von London getroffen hatte, diesem Mann, der Prabaker seinem Fakirdasein entrissen hatte; und hier hatte Khadia zum erstenmal geliebt, hier hatte er sein reiches Glück gefunden, an jenem großen Sommermorgen, als er in der kühlen Allee unter den mächtigen Flambojang-Bäumen ging und zum erstenmal sich selbst empfand . . . Wie doch die Zeit vergeht! Hier hatte er Lady Hamilton und ihren Gemahl gesehen. Am allerstärksten aber waren die heißen Erinnerungen an seine glücklichen Tage mit Sita. Hier litt er ohne Grund Qualen der Eifersucht, hier spürte er auch den Segen der Arbeit und das schwere Joch, das auf dem Manne liegt, der andere über sich hat. Nein, Khadia war größer veranlagt, er duldete keines anderen Mannes Willen, lieber hungern

und leiden, frei und frank, als unter Zwang fett und satt sein.

Auch Prabakers ganzes Leben lag eigentlich in dieser Stadt. Als er oben in den Bergen von Lena saß, von Asche geschwärzt, und wie ein guter Asket hungerte und davon träumte, mit den Vögeln zu fliegen und sich von den Bergen über die Ebenen hinauszuschwingen, die tief unter ihm lagen, ahnte er nicht, was eine Stadt sei, ahnte nicht, daß eine große, mächtige Stadt, dies lebenstrotzende, lebensvolle Bombay seine zweite Mutter werden würde.

Hier in diesem Travellershouse hatte er ja sein erstes Englisch von Willy Wood gelernt, hier hatte er sich durch die großen Zeitungen hindurchbuchstabiert — als er noch Zeitungsjunge war, als er Kutscher war, als er den ganzen Tag in dieser Stadt umherwanderte, die kein Ende und keinen Anfang hat.

Sie standen unten am Kai und blickten über das azurblaue Meer hin, draußen auf der äußersten Mole, wo grauer Granit steil zum Wasser abfällt. Sie konnten deutlich Seesterne, Seeigel, gestreifte Fische, große Polypen und farbige Korallen durch das klare Wasser sehen. Fische mit bunten, starken Farben huschten zwischen Korallen und Meerpflanzen dahin. Die Korallen waren in ständiger Bewegung, die feinen, weichen Ausläufer zuckten und schwankten bei der leisesten Strömung.

Nackte Knaben saßen auf der Mole und angelten. Galeassen waren am Kai vertäut, und so oft eine Welle, die vielleicht weit draußen auf dem Meere entstanden war, hereinkam und den massiven Rumpf der Fahrzeuge erreichte, schaukelten die Schiffe.

Eine salzige Brise strich ihnen über die Wangen. Khadia und Prabaker standen nebeneinander und genossen das Meer, dann sprangen sie hinein, nahmen

ein erfrischendes Bad und setzten sich auf die Steine in die Sonne, um zu trocknen.

Fern am Horizont ragte eine Klippe aus dem Meer auf, das war Elefanta, die Insel mit dem alten Tempel, den sie mit Wood zusammen besichtigt hatten.

Ein hohles, langgezogenes Tuten ertönte plötzlich; es wiederholte sich noch einmal, und kurz darauf glitt ein großer Dampfer langsam an der Mole vorbei und stach in See; sie ahnten nicht, daß das gleiche Schiff vor zwei Tagen Willy Wood nach Indien gebracht hatte. Es war jetzt auf der Heimfahrt via Port Said.

Die Galeassen begannen heftig zu schaukeln, und mächtige Wellen schlugen gegen den Kai. Die Möwen flogen wie weiße Flugzeuge an einem blauen Himmel dahin und schwerer, fetter, schwarzer Rauch wälzte runde, wallende Wolken über das Himmelsgewölbe.

„Der fährt nach Genua," sagte Khadia und deutete auf den Dampfer. „Das ist die Rubbatino-Linie, siehst du die drei Farben: rot, weiß und grün — die italienische Flagge!"

Mit dem Schwesterschiff war er selbst seinerzeit von Genua nach Bombay gefahren.

Sie starrten nach dem Schiff hinüber, bis es schließlich hinter der Rundung des Meers verschwand, und gingen dann in die Stadt zurück.

KALKUTTA

WILLY Wood war von Bombay nach Delhi, Agra, Benares und all den andern bekannten Orten Nordindiens gereist und wohnte jetzt in Kalkutta im Grand-Hotel mit seinen kühlen Arkaden. Er genoß das wimmelnde Leben der großen Stadt.

Khadia hatte er noch nicht getroffen. Obwohl er in Benares von ihm hatte reden hören, war er nirgends zu finden. Bagwandas hatte ihm allerdings aus Giurgom Khadias Adresse gesandt, die er durch einen Handlungsreisenden aus Benares beschafft hatte, aber in der Zwischenzeit war Khadia abgereist.

Sie hatten sich gekreuzt.

Obwohl es früh am Morgen war, wärmte die Sonne schon ungeheuer. Auf den Straßen jagten leichte Gefährte vorüber, turbanbekleidete Menschen gingen in anscheinendem Wirrwarr hin und her. Leute aus allen Gegenden Indiens waren hier in dieser kosmopolitischen Stadt versammelt. Riesen von Sikh-Männern mit langem Haar, das unter dem Turban zum Knoten gesteckt war, und mit glatten, schwarzen Bärten, die über Nadeln aufgerollt waren. Dunkelhäutige Singhalesen mit schlangenhaften Bewegungen und flaschengrünen Turbanen, oder schwarze Madras-Leute tauchten in den Basaren auf. Zweiräderige Wagen mit Ochsen arbeiteten sich durch mehligen Staub. Araber und Chinesen, Japaner und Birmesen oder hübsche Malaien

mit dunkler, sonnverbrannter Haut erhöhten das internationale Gepräge, sogar Neger waren da.

Die Luft war schwül und es roch brenzlig und säuerlich. Willy ging an einem Flußufer entlang und traf nackte Knaben mit flachen Obstkörben auf dem Kopf; längs des Weges saßen magere, skelettartige Menschen und streckten bettelnd die Schalen hin.

Greise lagen in vegetierendem Dahindämmern auf Matten und warteten, daß irgendein zufällig Vorübergehender ihnen eine Münze zustecken werde.

Bombay und Kalkutta sind sehr verschieden. Hier wehen nicht die frischen Meereswinde wie in Bombay, die Luft ist blaßgrau, von Staub durchsättigt und regungslos, und man spürt giftige Dünste vom Delta, Gestank von all dem, was mit dem Ganges dahergetrieben kommt.

In Nasik City, als Wood Khadia in seinem Heim besuchte und als Hindu gekleidet einhergegangen war, hatte er schreckliche Düfte gerochen, aber hier in Kalkutta stank es noch schlimmer.

Obwohl er in Nasik City sich in den indischen Kleidern, die sich natürlich für das indische Klima am besten eignen, so wohlgefühlt hatte, konnte er nach seiner letzten Reise nach dem fernen Osten sich doch nicht mehr entschließen, auf solche Weise Hindu zu sein.

Aber schwül war es hier, siedend, stechend heiß, daß die Sachen förmlich auf dem Leibe klebten; und plötzlich bekam er doch Lust, Hindukleider anzulegen, dieselben, die er früher getragen. Und jetzt ging er ungeniert, als Eingeborener gekleidet, in den Basaren im indischen Teil von Kalkutta umher.

Obwohl er manchen Stoß und Puff bekam, war es doch viel interessanter, wieder Hindu zu sein, als den Europäer zu spielen, dem alle Platz machten.

Er setzte sich auf eine antike Steintreppe vor einem grauen Tempel und ließ den Menschenstrom vorübertreiben. Gerade gegenüber auf der andern Seite der Straße war eine Bude, in der ein Mann Karamellen verkaufte. Der Teig war auf eine Winde gelegt und wurde gedreht, so daß die glänzende Masse unaufhörlich geknetet wurde. Mädchen und Knaben umdrängten den Mann. Eine brenzlige, widerlich süße Luft erfüllte die Straße.

Plötzlich sah er eine dunkle Frau; sie hatte schon lange dagestanden, ihm aber den Rücken gekehrt; erst als sie sich umwandte, entdeckte er ein sonnverbranntes Gesicht, eine gerade Nase, einen wunderbar roten Mund mit geschwungenen Lippen. . . Er sprang auf und ging hinüber — und nun stand er und sah sie an. Wie war sie schön! Die Augenwimpern waren gewölbt wie Rosenblätter, und bewegte sie die Lider und schlug die Augen auf, so wirkte es wie eine Offenbarung, die großen dunklen Mädchenaugen in glänzenden Schattierungen wechseln zu sehen. Sie war in weiß und gelben Musselin gekleidet und hatte klirrende Silberringe an den Knöcheln; die Füße steckten in Pantoffeln.

Obwohl er am gleichen Morgen Hunderte von Frauen gesehen hatte, lag in ihrer Gestalt, ihrem Körper etwas, was sein Blut lähmte, um es dann plötzlich aufrauschen zu lassen. Lag es daran, daß der Körper sich unter dem leichten Stoff abzeichnete? Er dachte im Grunde gar nicht darüber nach.

Als sie sich in Bewegung setzte und das Menschengewimmel sie aufnahm, merkte er sofort, daß das Bezauberndste an ihr ihre Bewegungen waren, die nicht nur Rhythmus hatten, sondern durchaus eins waren mit ihren Formen, launisch sich verändernd, voll reicher Abwechselungen — hinreißend.

Ihr Gang war ruhig, ihre Pantoffeln schlurften zwar — ein Geräusch, das selten schön ist — aber sie trug sie doch auf eigentümliche Art, sie setzte die Füße auf den Boden, als wolle sie gerade an dieser Stelle rasten; und dies wunderliche Festsaugen an der Erde, im Verein mit dem leichten Wiegen der Hüften, das ihre runden Formen in schaukelnde Bewegung brachte, war etwas ganz Eigentümliches und unterschied ihren Gang von dem der meisten andern Frauen.

Sie ging eine Nebenstraße entlang und verschwand.

So nah er konnte, ohne bemerkt zu werden, schlich Willy ihr nach. Vor einer Bude blieb sie lange stehen und betrachtete Glasperlen, die dort ausgelegt waren. Sie hatte große, wohlgeformte Hände. Als sie weiterging, nahm sie hastig einen schwarzen Schleier aus einer Tasche.

Allmählich waren sie in den Teil von Kalkutta gekommen, wo die weißgetünchten Häuser der Mohammedaner liegen. Läden gab es hier nicht mehr, und in den weißen Mauerflächen waren nur hoch oben vereinzelte Fenster. Jedes Haus hatte eine blau- oder grüngestrichene Tür, und an manchen Stellen ragte ein Minarett am Ende einer der schmalen Straßen auf.

Sie kamen an einem offenen Café vorbei. Die Männer, die hier saßen und tranken, wendeten den Kopf und sahen dem jungen Mädchen nach — plötzlich war sie verschwunden. Als er sie dann in einem Gäßchen wieder entdeckte, sah er voll Erstaunen, daß sie diesmal maskiert war. Sie hatte wahrscheinlich irgendwo den schwarzen Schleier, der jetzt alles verbarg, vor Nase und Mund gebunden, so daß nur die Augen frei blieben.

Willy war ihr schon ganz nah gekommen, bevor sie ihn bemerkte. Sollte er etwas sagen? Was sollte er sich ausdenken? Ueber dem Rand des Schleiers lächelten ihre Augen, so daß Willy lachen mußte.

Vor einer blauen Tür stand sie still, klopfte mit drei kurzen Schlägen an und wartete. Willy strich dicht an ihr vorbei und sah ihr gerade in die Augen. An die Mauer neben der Tür war die Nummer dreizehn gemalt. Da ging leis die Tür auf, sie warf ihm noch einen langen Blick zu und war verschwunden.

Als Willy allein war, kehrte er um und ging zurück. Den Namen der Straße und den der anstoßenden schrieb er auf, setzte sich in ein kleines Café in der Nähe und bestellte sich Mokka.

Er kannte die Mohammedaner, hatte in Egypten gelebt und außerdem in Tripolis und Tunis, in Algier und Marokko Araber getroffen, und es dauerte auch nicht lange, bis er mit einem jungen Muselmann ins Gespräch kam. Nach Kaffee, Wasserpfeifen und Zigaretten, und nachdem sie eine Zeitlang über das neueste Stadtereignis von Bombay gesprochen hatten, von einer großen Feuersbrunst, die einen ziemlich bevölkerten Stadtteil in Asche gelegt hatte, kam er auf sein Thema.

Achmed, so hieß der junge Mann, kannte die Leute aus der Nachbarschaft, und Willy erzählte ihm im Lauf des Gesprächs von dem jungen Mädchen, das er gesehen hatte, und ging dann mit Achmed zusammen nach dem Hause Nummer dreizehn.

Ein halbnackter Bengel mit bloßen Beinen rannte zufällig gegen sie an. Sie hielten ihn fest und fragten, ob er die Leute in Nummer dreizehn kenne? Ja, der Besitzer des Hauses heiße Muhamed und handle mit Pfeffer, er habe eine schöne Tochter, Fatma mit Namen, die Brüder kenne er gut.

Nun verabredeten sie, der Junge solle mit einem von den Brüdern in das Bad in der Nähe gehen; hier wollten sie sich dann treffen. Willy steckte dem Knaben etwas Geld zu.

Achmed und Willy lagen im Bade auf den Marmorfliesen und genossen das Dasein. Rieselndes Wasser gurgelte im Bassin und dann und wann fiel von der Decke, wo sich der Dampf sammelte, ein heißer Tropfen auf einen Körper nieder.

Wohl gut eine Stunde hatten sie gelegen, als der Junge von der Straße auftauchte, in Begleitung eines kräftigen, gutgewachsenen jungen Mannes, braun von Farbe und pfiffig lächelnd: Fatmas Bruder. Er entkleidete sich sofort, ließ sich bei ihnen nieder und begab sich unverzüglich ins Bad. Er fragte nicht viel, sondern fand es sehr natürlich, daß sie gern seine Bekanntschaft hatten machen wollen.

Leute kamen und gingen. Die Luft war dampfgesättigt, der Boden schlüpfrig, und auf dem heißen Wasser des Bassins schwamm eine klebrige Masse.

Die Sonne schien durch ein Loch in der Kuppel und zeichnete eine gleichmäßige Ellipse auf den Steinfußboden; zwischen dieser Ellipse und dem Loch in der Kuppel war im Dampf eine leuchtende Säule.

Der Knabe von der Straße bot ihnen jetzt seine Hilfe als Masseur an und massierte sie alle der Reihe nach gründlich. Später lagen sie dann in der Vorhalle auf gelben Matten, in helle Tücher gewickelt, und rauchten oder tranken Tee mit Pfefferminzblättern, genau wie in Kairo.

Jetzt hieß es nur diplomatisch sein, wenn Willy jemals hoffen wollte, Fatma zu treffen.

Nach dem Bade trennten sie sich von dem Jungen und gingen alle drei nach dem indischen Stadtteil hinüber. In einem Restaurant in der Straße Bab el Mandeb setzten sie sich auf einen Balkon im ersten Stock. Das Dach sprang weit vor und gab kühlen, angenehmen Schatten.

Eine frische Brise trug den Duft von Orangenblüten herüber, vermischt mit dem Gestank des Straßenkehrichts. Sie hatten eben alle Töpfe besichtigt, die auf einem offenen Herd in der Nähe des Eingangs standen, hatten ihre Auswahl getroffen und ließen sich jetzt ein Mittagessen von vier, fünf Gerichten auftragen. Aber ziemlich kleine Portionen waren es, und nur Pflanzenkost.

Die Anrichtung war köstlich. Sie aßen Rouladen aus Kalablättern, gebackene Bananen, gesalzene Nüsse, geröstete Brotfrüchte, zerteilte Mangos, gekochte süße Kartoffeln, die in der Pfanne gebräunt waren, und natürlich auch Reis und Karri.

Papaja gab es auch und Tee und Ananas. Auf dem Tisch standen Riesengläser mit frischer Limonade und schwimmenden Eisstückchen.

Das Gespräch ging ruhig seinen Gang. Der Appetit der jungen Leute war groß, und wieder und immer wieder mußten sie den Koch die Deckel aufheben lassen und in die Töpfe hineinsehen, um neue, merkwürdige, aber immer gute Gerichte zu wählen.

Unter ihnen auf der Straße drängten die Menschen sich aneinander vorbei, hin und her bewegten sich die Turbane. Die Leute schleppten kleine Schatten unmittelbar an ihren Beinen. Es war Mittag. Die Sonne stand im Zenith. In dem Gewimmel und Getriebe sah man kirschrote Gewänder, türkisblaue oder schwefelgelbe Turbane und smaragdgrüne Kaftane.

Hinter den Dächern auf der andern Seite der Straße standen ein paar vereinsamte Palmen, grau von Staub. Ein Esel schrie. In dem Restaurant herrschte große Geschäftigkeit. Die alten Treppen des Holzhauses knarrten, und immer neue Gäste betraten den Balkon.

Fatmas Bruder hieß Said; er war sofort hingerissen, als Willy von Kairo erzählte und von Alexandria und von Tripolis, die er mit ihren arabischen Namen nannte. Willy mußte mehr und immer mehr von diesen Städten berichten, und er wurde endlich eingeladen, ihn und seine Familie zu besuchen, er solle schon am nächsten Tage kommen. Von der Schwester sagte Willy nicht ein Wort. Das war vorläufig das Klügste.

Die Verabredung kam also zustande, und zusammen schlenderten die drei Jünglinge durch die Straßen, bis die Dunkelheit anbrach.

DIE KATASTROPHE

ES hatte geregnet, in Strömen, tropisch, ein Platzregen. Die Wege glichen einem Morast und die weißen Gewänder der Menschen waren schmutzbespritzt. Die Regenzeit hatte begonnen. Alles Grüne in Bombay spreizte sich und wurde noch grüner als vorher. Die Rasenplätze in den Parken und im Zoologischen Garten strotzten in saftigen Farben, die Mücken ballten sich zu übermütigen Schwärmen, die Moskitos summten und die Hitze war unerträglich.

An einem solchen brennenden Tage fuhren Khadia und Prabaker mit einem Ochsenwagen nach Giurgom hinaus, um Bagwandas zu besuchen, und mit einer gewissen Spannung sah Khadia dem Zusammentreffen mit seinem Onkel entgegen. Würde er wie gewöhnlich empfangen werden, oder hatte der Onkel etwa die Hand von ihm abgezogen?

Als sie unter den Palmen hielten und den Kutscher bezahlten, stand Bagwandas zufällig oben auf dem Balkon und blickte auf das Meer hinaus; er machte große Augen, winkte aber munter zu den jungen Leuten hinunter. Und als sie von den Dienern hinaufgeführt wurden und in das Zimmer traten, breitete der Onkel die Arme aus und umarmte Khadia. Tränen standen ihnen in den Augen und nicht ein Wort konnten sie sagen. Prabaker stand ganz verlegen im Hintergrunde,

aber als Bagwandas ihn entdeckte, wurde er ebenso herzlich begrüßt, so daß der Bursche sich munter und froh auf die Kissen setzte.

Es war nicht mehr lange bis zum Mittagessen, sie mußten sich beeilen und wurden gleich hineingerufen, um ein Bad zu nehmen. Sie begossen sich mit Wasser aus Messingschalen und plätscherten wie ausgelassene Hunde.

Das Essen wurde ihnen auf kleinen Tabletten vorgesetzt und Bagwandas tauchte die Finger in seine Wasserschale und spritzte das Wasser umher: jetzt konnten sie beginnen.

Schweigend aßen sie erst in Ruhe ihren Reis mit Gemüse oder Obst und tranken Milch dazu. Draußen regnete es so stark, daß der Himmel ganz streifig aussah. Die Luft war mit Wasserdampf gesättigt. Die Punkas schwankten hin und her und die Diener kamen mit neuen Gerichten herein.

Dann mußte Khadias Geschichte durchgenommen werden, und zwar gründlich; es gab kein Entrinnen, aber sie wurde von Erzählungen aus Prabakers Abenteurerleben unterbrochen, und Bagwandas war von allem, was er hörte, so in Anspruch genommen, daß er häufig Essen und Trinken vergaß.

Darauf legten sie sich auf die Kissen, rauchten Zigaretten und tranken Tee, eine Tasse nach der andern.

Der Platzregen war vorüber, die Luft gereinigt, und vom Garten strömte der schwüle, schwere Duft von Lilien und Vanille in das Zimmer und wurde von dem unermüdlichen Kreisen der Punkas in jeden Winkel getrieben.

„Nun, Khadia,“ sagte endlich Bagwandas und streifte die Asche von seiner Zigarette, „und was jetzt? Willst du irgendeine feste Stellung suchen, oder willst du dich etwa auf den Handel legen?“

Khadia blickte auf. Obwohl diese Frage früher oder später kommen mußte, und obwohl er auf dem Wege hierher wirklich auch ehrlich und redlich über eine Antwort nachgedacht hatte, überrumpelte sie ihn doch. Das Wetter war auch gar nicht zum Nachdenken geeignet, die Luft stach, und es war einschläfernd schwül. Er wußte weder aus noch ein. Er schlug die Augen nieder und zupfte an seinem Turban; aber plötzlich kam ihm ein Gedanke.

„Onkel Nam," sagte er, „glaubst du wohl, daß mir der Handel liegt? . . . Ist es nicht eher, als ob . . . wie soll ich sagen? . . . als ob irgend etwas auf mich wartet . . . irgend etwas anderes, was ich noch nicht deutlich erkenne . . . eine Möglichkeit, die vom Himmel fällt. Ja, ich habe ja eigentlich mein ganzes Leben lang gewartet . . . gewartet, daß irgend etwas geschehen solle."

Da er den Onkel lächeln sah, fügte er hinzu: „Ja, nicht wahr, das sind nur so Träume, die man hat . . . aber sind wir nicht oft in unbestimmte Träume von schönen Möglichkeiten versunken?"

Prabaker lauschte gespannt. Er liebte es, wenn Khadia den Schleier von seinen innersten Gefühlen zog, alles andere erschien ihm so einfach, er fand sozusagen alles fertig — man brauchte nur zuzugreifen — wenn er nur Tag um Tag sein Essen hatte. Aber zu denken wie Khadia, das war ihm völlig fremd, ganz unmöglich, und gerade deshalb fühlte er sich unwiderstehlich angezogen, wenn andere ihre Gedanken aussprachen.

Aber Bagwandas hatte verständnisvoll gelächelt; er kannte Khadia besser, als er sich selber eingestehen wollte, formvoll und korrekt, wie er nach Blut und Erziehung war. Obwohl er oft das Konventionelle außer acht gelassen hatte, wenn es die Chancen

der andern oder ihr Glück galt, war und blieb Khadia ihm doch stets ein mystisches Wesen, ein Typ, den er nie ergründen konnte, den er aber auch nicht verurteilte.

„Ja, ja, Khadia," sagte er mit leiser, etwas gebrochener Stimme, „ihr beide könnt euch hier vorläufig niederlassen, ihr könnt tun, als wäret ihr zu Hause, das weißt du ja, und dann wollen wir abwarten."

Nun hatten aber die lebenslustigen jungen Menschen gerade beschlossen, an diesem Abend in irgendein Theater der Stadt zu gehen, so daß diese Einladung ihnen ziemlich ungelegen kam, und es war Khadia peinlich, es zu sagen. Eben noch sozusagen Fakir und dann ins Theater gehen! — das war doch eigentlich lächerlich, aber gesagt mußte es werden, und zwar gleich.

Bagwandas kam ihnen zuvor; er sah Khadia über die Brille an, vielleicht nur den Bruchteil einer Sekunde:

„Mein lieber Junge," sagte er mild und freundlich, „denkst du, ich selber bin nicht auch jung gewesen? Ihr habt natürlich heute abend etwas vor? Habe ich recht geraten?"

Khadia errötete und Prabaker konnte ein Lachen nicht unterdrücken, und so mußte Khadia mit der Sprache heraus, so schwer es ihm auch fiel.

Ja, er sehne sich wieder einmal still dazusitzen und die Leute auf der Bühne reden zu hören und schöne Bewegungen und geschmeidige Tänze zu sehen . . .

Ein junges Mädchen kam plötzlich herein, dasselbe, das Willy Wood das Blut in die Wangen getrieben hatte, es trug einen Brief in der Hand und ging damit auf Bagwandas zu.

Khadia erhob sich und grüßte und der Onkel stellte das junge Mädchen vor, es war Rupsundari aus Dhar-

war. Sie wohnte hier zusammen mit den andern jungen Mädchen und hatte Maschine schreiben gelernt, war eine Art Privatsekretärin von ihm geworden. Das junge Mädchen sah zu Khadia auf, mit einem wunderlich ruhenden und wartenden Blick, verwundert und fragend, und über ihren Hals breitete sich ganz langsam eine schwache Röte. Aber jetzt begrüßte sie Prabaker, und da mußte sie lächeln, daß die Grübchen in ihren Wangen zum Vorschein kamen, und Prabaker zeigte alle seine Zähne und lachte ungeniert.

Der Brief wurde geöffnet und gelesen, und Bagwandas diktierte Rupsundari ein paar Zeilen, worauf sie sich wieder entfernte.

Bagwandas mußte in die Stadt, sie konnten gleich mit hineinfahren.

Der Wagen hielt vor der Tür, und fort ging es nach Bombay.

Am selben Abend saßen sie im Theater und sahen eine Liebeskomödie, die nur von Jünglingen gespielt wurde. In Indien treten keine Frauen auf der Bühne auf. Knaben werden von Kindesbeinen an in Tanz und Rhythmik unterrichtet und gehen allmählich zu männlichen oder weiblichen Rollen über, je nach ihrer Begabung.

Das Stück war eine der gewöhnlichen Liebeskomödien. Zwei sollen sich nicht haben, aber nach allerlei Hindernissen endet es doch mit dem großen Tableau, der Vereinigung der Liebenden.

Der Tanz war improvisiert, und besonders zwei Tänzer waren ganz hervorragend. Zwei ganz junge, gut gewachsene Knaben mit großen, träumenden Augen und ruhigen, langsamen Bewegungen glitten

über die Bühne, entfalteten — improvisierend — einen wunderbaren Rhythmus, durch und durch Künstler.

Das Theater war voll von schwitzenden Menschen, die sich Stirn und Hals mit roten Taschentüchern wischten oder aufstanden und hinausgingen, um Limonade oder eisgekühlte Getränke zu sich zu nehmen. Aber es machte nichts, wenn einem ein Teil der Vorstellung entging, denn wenn man wieder hereinkam, war man doch im Bilde — so wenig Handlung hatte das Stück. Auf der Bühne ging und kam man auch, wie es sich gerade traf, aber trotz allem hatte diese Vorstellung doch einen so einfachen, eigentümlichen Stil, daß Europa und Amerika viel von einem solchen Abend lernen könnten.

Reine Improvisation, Dichtung von Anfang bis zu Ende, irgendein Motiv, das von dem Schauspieler mit großer Erfahrung und guter Schulung ausgenützt war . . . Ihr halbes Leben lang hatten diese Knaben, die noch nicht einmal zwanzig Jahre alt waren, sich plagen und mühen müssen, um die Routine zu erlangen. Der eine und der andere unter ihnen war vielleicht auf der Straße in einer Großstadt aufgelesen, wieder andere hatte man von den Eltern gekauft oder sie zum Geschenk bekommen, und dann waren sie gedrillt und in indischem, rein asiatischem Stil erzogen worden. Alle Gesetze und Regeln hatten sie gelernt, die man hier in Indien nie übertreten darf.

Und freie Vögel, die diese Knaben waren, hatten sie den Sprung gewagt. Alle Hemmnisse überwanden sie und entfalteten all ihre sprühende Laune und Lebenslust, ohne anscheinend bei dem jahrhundertealten Konservativismus Indiens Anstoß zu erregen.

Es ist Nacht oben auf der Bühne. Ein Wald. Mit einer Laterne in der Hand gleitet ein junger Mann herein.

Sucht er jemanden? Er geht nicht, tanzt auch nicht, sondern gleitet förmlich über die Bretter wie auf Schlittschuhen, die Arme streckt er tastend aus, als suche er nach etwas.

Und dann findet er seine Geliebte, ein junges Mädchen, das schlafend auf einer Matte liegt. Langsam beugt er sich über sie, und als sie erwacht, schlingt er die Arme um sie und zieht sie fest an sich.

Khadia ist hingerissen . . . Prabaker glotzt mit offenem Munde . . . Er ist mehr als ergriffen . . ist selbst bei allem dabei, was da oben geschieht . . . ist nicht mehr Prabaker und lächelt nur in großer Verwunderung.

Und nun kommen viele junge Mädchen und Jünglinge herein und setzen sich im Kreise um die Liebenden, und das junge Mädchen entfaltet einen Schleier und tanzt für ihren Geliebten, und überall im Kreise um sie her leuchten Laternen, nur der Jüngling steht schlank wie eine Kerze da und sieht dem Tanz seiner Geliebten zu.

Eine wunderlich schallende Musik begleitet die Tanzenden, und jetzt setzt ein Chor ein, der die Tänzerin anfeuert . . .

Als der Vorhang gefallen war und die Leute das Theater verließen, entstand ein starkes Gedränge, alle wollten zugleich hinaus; die großen Laternen vor dem Theater blendeten, und als Prabaker mitten über die Straße ging, um rasch auf die andere Seite hinüberzukommen, übersah er ein Automobil, das in voller Fahrt zwischen den Leuten hindurchsauste . . . Khadia hört einen durchdringenden Schrei, sieht das Auto halten . . . Prabaker ist unter den Rädern.

Es gab einen großen Auflauf; blutend und bewußtlos wurde Prabaker hervorgezogen und ins Auto gelegt, das sofort nach dem nächsten Krankenhause fuhr . . . Nicht ein Wort konnte Khadia sagen, nicht eine Sekunde blieb ihm, mit ins Auto zu steigen, wie ein Blitz war es geschehen, und während ihm die Tränen über die Wangen strömten, stand er hier nun einsam in Bombay und wußte nicht, ob Prabaker lebte oder schon tot war.

Das Auto fuhr mit voller Kraft davon. Aber gerade im letzten Augenblick, als es abfuhr, sprang ein Engländer, ein junger Journalist, auf das Trittbrett und fuhr mit. Das Auto strich durch die mächtigen Alleen, quer über freie Plätze, den Strandweg entlang, fuhr eilig um eine Palmengruppe und hielt vor einem ansehnlichen Portal, dem Krankenhause.

Erst auf dem Operationstisch kam Prabaker wieder zu sich. Der eine Fuß war überfahren und eine Rippe gebrochen, auch an anderen Stellen des Körpers war er verletzt, aber er lebte noch, obwohl der Tod einen Walzer mit ihm getanzt hatte, daß ihm schwarz vor den Augen geworden war.

Der Journalist wollte wiederkommen, irgend etwas an Prabaker interessierte ihn, auch hatte das Auto einer der reichsten englischen Familien, die zurzeit in Bombay wohnte, gehört; die Familie selbst war nicht in dem Auto gewesen, sie war auf Reisen, aber gute Freunde hatten das Auto benutzt. Eine kurze, fettgedruckte Notiz mit Familiennamen lohnte sich.

WILLY WOOD

KALKUTTA — das sumpfige Kalkutta. — Eines Morgens in der Frühe machte sich Wood auf den Weg, um Said in Nummer dreizehn zu besuchen, wie sie verabredet hatten. Wood war aus dem Grand-Hotel ausgezogen. Hier in Kalkutta war es zu warm, um europäische Kleidung zu tragen, und jetzt, da er schon mehrere Eingeborene kennen gelernt hatte, wollte er eine Zeitlang frei und unabhängig sein und als Hindu gekleidet gehen.

Auch das vorige Mal, als er in Indien gewesen war, hatte er ja sein Glück damit gemacht, daß er als Inder lebte, aß und trank wie sie und ihre Kleidung trug.

Er hatte am Abend vorher ein teilweise leeres Zimmer bei einem Mohammedaner gemietet, hatte seinen eigenen Schlüssel und konnte kommen und gehen, wie es ihm beliebte.

Said erwartete ihn, hatte ihn schon stundenlang erwartet; in seiner Familie stand man mit der Sonne auf.

Der Vater Muhamed, der Pfefferhändler, ein großer, magerer Mann mit langem, dunklem Bart und klugen Augen, bat Willy, in dem vordersten Zimmer des Hauses Platz zu nehmen. Teppiche waren über den ganzen Fußboden gebreitet und an den Wänden hingen bunte Bilder von nackten Frauen, die auf großen Kissen lagen

und Wasserpfeifen rauchten, schlechte, europäische Oeldrucke, die ihnen von europäischen Geschäftsreisenden aufgeschwatzt waren. Jetzt hingen sie hier als lächerliche Karikaturen des vornehmen Stilgefühls des Orients. Diese Bilder zeigen, wie der Europäer sich Asien vorstellt, wenn sie aber hier im Orient hängen, faßt jeder Asiat sie als Europa auf.

Eine Zeitlang hatten sie zusammen geraucht, dann wurde eine große Schüssel hereingebracht, auf der ein geflochtener Strohdeckel lag.

Sie wuschen sich die Hände, setzten sich wieder nieder, und der Hausherr hob den Deckel ab. Dampf stieg in die Luft, und ein würziger Geruch von Bouillon, Pfeffer und Gemüse drang durch das Zimmer. Es war ein gutes indisches Gericht, das ihrer wartete. Und sie begannen zu essen. Gekochter Weizengrieß, Kücken und alle möglichen Gemüse, obenauf leuchteten hochrote Mohrrüben auf grasgrünen Bohnen oder gelbe Eier und blaue Pflaumen. Es wurde auf kleinen Platten angerichtet und sie aßen mit den Fingern, dazu tranken sie Wasser und genossen im übrigen die Mahlzeit in Ruhe und Behagen, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

Den schwarzen Kaffee nahmen sie dagegen in einem andern Raum, der auf den Hof ging und von diesem nur durch einen Vorhang, eine Art Portiere, getrennt war. Die andern Zimmer des Hauses gingen auf den gleichen Hof, die Türen waren geöffnet, und während sie plauderten, konnten sie die Familie draußen schwatzen hören; bisweilen drang der Gesang einer hohen, klaren Mädchenstimme herein. Wood lauschte, vielleicht war es Fatmas Stimme, ja vielleicht war es ihre Stimme. Ob er ihr hier begegnen würde, oder . . .

Muhamed ging jetzt hinaus, um irgend etwas zu holen, und Said folgte ihm, um ihm behilflich zu sein — da hob plötzlich eine Hand den Vorhang . . . ein paar große, heiße Mädchenaugen leuchteten katzenhaft, und Wood sah Fatmas schöne Züge zwischen Vorhang und Mauer. Das Blut brauste in ihm. Das Mädchen lächelte; natürlich hatte sie gewußt, wer der Fremde war, Said mußte es erzählt haben . . . Wood erhob sich und ging zu Fatma hin, er nahm ihren Arm, hielt ihn fest und zog sie leise an sich, nur einen einzigen Augenblick, dann gab er sie wieder frei. Mit einem übermütigen Lachen und scheu wie ein Reh huschte sie wieder auf den Hof hinaus, und Wood war allein.

Er hatte aber gespürt, wie kräftig Fatmas Herz schlug und wußte jetzt, daß sie zusammen paßten, wenn sie sich nur irgendwo allein treffen könnten.

Vater und Sohn kamen zurück, im Arm trugen sie mehrere antike Flinten, schöne Gewehre, mit Silber eingelegt und herrlich verziert. Muhamed hatte sie aus Kairo und Alexandria mitgebracht, als er nach beendeter Wallfahrt nach Mekka und Medina in Kairo gewesen war, um sein vorher deponiertes Geld abzuheben, das er in die heiligen Städte nicht mitnehmen durfte. Den letzten Weg zu dem allerheiligsten Grabe müsse man nackt antreten, erzählte er; wenn die Pilger aber endlich ihr Vorhaben ausgeführt hätten, seien ihre sämtlichen Besitztümer, alles was sie draußen bei Gräbern oder in Tempeln zurückgelassen haben, von andern Muselmännern gestohlen. Man täte gut, sich beizeiten durch eine zuverlässige Bank in Kairo zu sichern.

Sie spielten Dame, und Willy hatte ein Buch in der Tasche mit guten Plänen von Kalkutta und einer Karte von Indien; die Zeit verstrich, und es war schon

spät am Nachmittag, als er nach Hause ging. Said schloß sich ihm an, um zu sehen, wo Willy wohnte. Bei Wood ruhten sie sich einige Stunden aus, und nach beendeter Siesta fuhren sie dann in einem der langsamen Ochsengespanne der Eingeborenen in den Zoologischen Garten.

Im Garten eine ungeheure Ueppigkeit; saftige Kalas standen am Rande der Seen, gestreifter Bambus ragte tropisch in riesigen Bündeln auf, dicht zusammengedrängt, Nester für Myriaden kriechender und krabbelnder Tiere. In Teichen waren Pelikane und Schwäne, und an den Ufern dufteten Lilien. Durch die Gänge des Gartens wanderten Elefanten, auf denen unter Baldachinen Besucher des Gartens saßen. Aber Said und Wood waren von etwas ganz anderm erfüllt, nicht die Tiere fesselten sie, obwohl sie sehr oft still standen und deren Bewegungen und Farben betrachteten, — sie wurden hingerissen von dem Duft all der Pflanzen, von dem Anblick dieser ganzen erwachenden Vegetation, die gewissermaßen aus altem, festem Boden explodiert, emporgesprossen war, herausgewachsen aus dürren Stämmen, phänomenale Formen und Gestalten von göttlicher Ueppigkeit und Kraft schaffend.

Der schwüle Blumenduft der Regenzeit lag feucht und still um Palmyra-Palmen und Mangobäume, Insekten schwirrten, und hier und da ringelten sich Schlangen um glatte Stämme oder krochen schleimig feucht über Steine. Aber man mußte lange still auf einer Bank sitzen und in das Grüne starren, um das Schlängelnde und Kriechende von dem Unbeweglichen unterscheiden zu können.

„Wir wollen auch einmal in unsern eigenen Garten gehen. Sieh, dies hier ist der Garten,“ sagte Said

und zeichnete mit einem Stock auf dem Boden. „Hier ist der Weg draußen, dann brauchen wir nur mit der Elektrischen bis zur letzten Haltestelle zu fahren und noch eine halbe Stunde zu gehen, dann sind wir da!"

Oben in den Kronen auf einem dunkelgrünen Mango lachten ein paar Papageien, und Vögel flogen von Zweig zu Zweig.

„Hast du viele Schwestern, Said?" fragte Willy.

Said erzählte, seine einzige Schwester heiße Fatma, aber vier Brüder habe er. Zu Hause hätten sie alle Fatma am liebsten. Sie sei ein Teufelsmädel. Oft gehe sie ganz allein fort, aber die Mutter halte es mit ihr.

Plötzlich kamen Spaziergänger des Wegs, eine Dame und ein Herr, Engländer. Sie groß, elegant und spartanisch in einem Schneiderkleide aus hellgrauer Seide, er in weißem Tropenanzug. — Ein Schrei! — die Dame läuft, — auf dem Wege windet sich eine lange, dicke Schlange! Aber der Mann verliert den Kopf nicht, mit einem wohlgezielten Schlag seines Stockes trifft er das Tier und schlägt einmal über das andere zu, so gut er kann. Willy hat sich erhoben, und Said springt auf und zerschmettert den Kopf des Tieres mit einem großen Stein.

Das waren Hamiltons, Oberst Hamilton und Frau aus London, und als sie eine Weile miteinander gesprochen hatten, stellte sich heraus, daß es die gleichen Hamiltons waren, die sich seinerzeit Khadias angenommen hatten. Das war amüsant. Wie es denn Khadia gehe . . . sie hätten so lange kein Wort mehr von ihm gehört.

Wood mußte gestehen, daß er von Khadia nichts gesehen oder gehört, wohl aber seinen Onkel, Mister Bagwandas, in Bombay getroffen habe.

Lady Hamilton war höchst verwundert, daß Wood als Eingeborener gekleidet ging und meinte, das müsse sehr angenehm sein; so etwas sei ihr noch nicht vorgekommen, das würde die Freundinnen in London interessieren, sie wolle es gleich nach Hause schreiben.

„Wir wohnen im Great Eastern," sagte der Oberst, „vielleicht haben wir das Vergnügen," — und dann verabschiedeten sie sich und gingen weiter durch den Park.

„Das waren aber vornehme Leute," platzte Said heraus, „doch mit mir haben sie nicht gesprochen ..." dann rümpfte er die Nase und lachte ausgelassen.

Sie gingen zu den Affen, die eben frische Bananen bekommen hatten und jetzt zierlich die gelben Schalen abzogen, genau wie Menschen.

„Ich glaube, sie können denken," sagte Said, „sieh nur den an! Obwohl er ißt, hat er noch kein Auge von meinem Stock verwandt, und doch tut er, als wenn er ihn überhaupt nicht sieht!" — Said schwang den Stock ein wenig, und der Affe fauchte. „Glaubst du, daß er Verstand hat, Willy?"

„Vielleicht hat er mehr Verstand als du und ich zusammen," sagte Willy ernst. „Wir Menschen haben unsern Instinkt verloren. Erst auf der Höhe unserer Entwickelung finden wir ihn wieder, und dann sind wir den Tieren gleich." — Willy zündete sich lächelnd eine Zigarette an, der Affe hielt mit Essen inne, ließ die Banane fallen und starrte das Feuer und den Rauch an.

„Hast du ihn blinzeln sehen?" sagte Said, „er sieht hinterlistig aus. Er hat Aehnlichkeit mit meinem kleinen Onkel Magwunroh, der ist nicht größer als so," — Said hielt die Hand kaum einen Meter von der Erde, — „er besucht uns oft lange Zeit und kann dann infam

boshaft sein, wenn ich ihn im Mittagsschlaf störe. Aber in den ersten Tagen ist er großartig!"

Als sie den Garten verließen, sahen sie Hamiltons ein langes Automobil besteigen und davonsausen.

Sie gingen über die Brücke nach Hause. Die Sonne war im Untergehen; die kurze Dämmerung, die hier in Kalkutta nur wenige Minuten dauert, breitete einen mystischen Schimmer über den gelben Fluß und das grüne Gras an den Ufern war intensiv mit patinafarbenen Tönen gesättigt, die zu leuchten schienen. Staub wirbelte von den Wegen auf; ein fauliger Gestank ging von all dem Treibenden auf dem Fluß aus.

Kleine Fahrzeuge und Boote glitten mit der Strömung dahin, und man hörte Rufe und Schreie von Fischern und Bootführern.

Auf der Brücke wimmelte es von Knaben, die sich über das Geländer lehnten und hinunterschauten. Wohin man auch in der Welt kommt und eine Brücke sieht, immer findet man jemanden, der versunken daraufsteht und hinunterstarrt, . . . schaut und schaut. Ist denn etwas passiert? . . . Nein! . . . Was glotzt ihr denn? . . . Das weiß ich nicht . . . Und du, weißt du es? . . . Nein! . . . Keiner weiß, warum — aber der Fluß weiß es . . . könnte ein Fluß sich personifizieren wie in Fabeln, so würde kein Fluß in ganz Indien sich reicher, größer und glanzvoller entfalten, als der Ganges. . . . Er kennt ja das Geheimnis, er weiß die Antwort auf dieses Warum, warum Zehntausende und Aberzehntausende von Menschen Jahrhunderte und Aberjahrhunderte an seinen Ufern sitzen und in seine Wasser schauen.

Sie sitzen da, weil es gleitet, sickert, sich schiebt, fließt —. Es wälzt sich dahin mit grünen, gelben und grauen Farben vor den Augen all dieser verschwommenen, passiven, weichlichen, schwachen Menschen.

Knaben stehen und starren hinunter; Knaben sehen gern etwas, sie schauen hinunter, weil dort etwas geschieht. Und muß nicht immer etwas geschehen, wenn das Leben wirklich lebenswert sein soll?

Der Fluß ist der Aktive, der Handelnde. Er wälzt sich dahin, treibt ruhig und bedächtig dem Meere zu; wer in sein Wasser starrt, gleitet vorwärts und steht doch still, er findet Ruhe in seiner Seele und lebt ein reiches Leben.

GREAT EASTERN HOTEL

DIE Stimmen summten, man aß im Speisesaal des Great Eastern und der Braten wurde serviert. Weißgekleidete Inder mit Turban und Pantoffeln glitten aus und ein. . . . Die Punkas schaukelten und weither aus andern Sälen ertönte die ewige Jazz-Band.

An kleinen Tischen saßen verschiedene Cliquen und hantierten mit den Tischgeräten. Blumen und Kristall, Silber und Flaschen blinkten in wechselnden Beleuchtungen, je nachdem das Licht über die Tische tanzte, das Licht, das sich sacht im gleichen Tempo wiegte wie die Punkas.

Hoch über allem war eine gewölbte weiße Decke, auch die Wände waren weiß, aber auf dem Fußboden lagen hellgelbe, saubere Schilfmatten mit geflochtenen Mustern.

Der Fußboden selbst, grau und weiße Marmorquadern, war kühl und angenehm an diesem Abend. Die Damen waren in großer Toilette, nach der letzten Pariser und Londoner Mode. Aber nur eine Dame trug einen Hut, eine Amerikanerin, jung, flott, mit blanken, nackten Schultern, die von zinngrauer, matter Seide mit eingewebten winzigen blauen Tupfen eingerahmt waren. Der Hut neigte nach der einen Seite, ohne schräg zu sitzen, hob ihr Profil und erhöhte die Eleganz des Kleides. Sie trug keinen Schmuck,

aber ihre grauen Schuhe waren mit Pailletten gestickt und ihre Strümpfe hellblau und durchsichtig. Neben ihr auf dem Tischtuch lag ein silbernes Zigarettenetui und ein Beutel oder eine Tasche aus einem silberartigen Stoff, ferner ein Strauß weißer Tazetten, stark duftender Narzissen.

Es mochten wohl etwa fünfzig Menschen im Saal sein, und unter ihnen war nicht einer, der die Amerikanerin nicht gesehen hatte, sie nicht gesehen, sich nicht über sie geärgert und sie nicht doch heimlich beneidet hatte; alle andern Damen waren ja Engländerinnen, und wenn man in England geboren ist, so k a n n man doch beim Mittagessen den Hut nicht aufbehalten?

Der Amerikanerin gegenüber saß ein kräftiger junger Mann, der nachlässig mit der Gabel spielte, er war in Weiß, die Beine hatte er ausgestreckt und berührte zuweilen die hohen französischen Schuhe seines Gegenübers. Man war sich in englischen Kreisen einig, daß er simpel sei, — das heißt gewöhnlich, obwohl im ganzen Saal, auch unter den durchschnittlich wohlproportionierten Eingeborenen, die man aber gar nicht mitrechnete, nicht ein einziger Mann war, der einen so ungewöhnlich gut gewachsenen Körper hatte, wie er, so voll ruhiger Kraft und doch so gemessen in den Bewegungen. Aber die Sache war die, daß es aussah, als sei er nackt in seinem weißen Anzug, als trage er das vorschriftsmäßige Hemd nicht, geschweige Unterhosen. Es war, als könne er jeden Augenblick den Anzug sprengen und stünde dann nackt wie ein Athlet in der Arena.

Aber keiner von den Beiden hatte die geringste Ahnung von dem Aufsehen, — mag man es nun Erfolg, mag man es Skandal nennen — jedenfalls nicht von dem Eindruck, den sie auf diese raffinierte Gesellschaft

machten. Das Urteil dieser Gesellschaft war negativ, es konnte oder wollte die blendende Jugend, die allesbesiegend von diesem Paar ausstrahlte, nicht sehen.

Etwa mitten im Saal saßen Hamiltons mit Wood, der jetzt europäisch gekleidet war, und bei ihnen noch ein anderer junger Mann, fett und gutmütig lächelnd.

„Das sieht man mit halbem Auge," — Lady Hamilton sprach von den Amerikanern, — „sie hat einen guten Schneider, aber das ist auch alles." Die Lady lachte: „Ich sage immer, eine Dame mag noch so gut angezogen sein, man kann immer an ihrem Kavalier sehen, wer sie ist." Damit lächelte sie und setzte mit dem Fächer die Luft in Schwingungen.

„In Uniform würde er sich gut machen," sagte der Oberst und schenkte Wein ein, „aber im übrigen..."

„Ich glaube, er spielt gut Tennis," sagte ruhig der Dicke, der trotz seines Fettes ein elastischer Server war.

Willy fand, das Paar passe zusammen, sie hätten etwas Frisches, ... etwas Neues, Erneutes an sich ... vielleicht war dies eine ganz neue Art von Menschen ... Menschen der Zukunft.

Die Kellner räumten ab und setzten neue Teller hin. Die Amerikaner tranken Champagner aus großen Gläsern, sie lachten munter und natürlich über irgend etwas.

An den andern Tischen war eine lustige Unterhaltung im Gange. In der Hauptsache ging es über die Schuhe mit den Pailletten und den hohen Absätzen her, und doch konnte man sie nicht geschmacklos nennen ... vielleicht ein wenig zu elegant für ein öffentliches Lokal ... und daran klammerte man sich.

Hätte sie Schmuck getragen, so wäre ein schöner Lärm entstanden ... aber da er fehlte, sah man darin

gerade den Mangel. Sie wagte vermutlich keinen Schmuck zu tragen, um sich nicht zu blamieren.

Die gute Gesellschaft selbst saß überall im Saal, funkelnd von Brillanten, altem Familienschmuck, großen Prunkstücken, die längst aus der Mode waren, oder schweren Armbändern, die keine moderne Frau mehr tragen würde . . . aber hier trugen sie sie . . . trugen sie mit verbissenem Stolz . . . da sie die launischen Moden der großen, runden Erdkugel nicht kannten; denn Englands Landadel kommt gern hinterher, er hat seine eigene konservative Auffassung von diesen Dingen.

Dann standen die Damen auf, die Herren verbeugten sich, begleiteten sie hinaus und kehrten dann allein zum Madeira und zum Sherry zurück.

„Nun, Mister Wood, jetzt wollen wir doch einmal von Khadia sprechen,“ begann der Oberst. „Khadia ist ein junger Hindu, der in London in unserm Hause im Park Lane gewohnt hat,“ diese letzten Worte waren an den fetten jungen Mann gerichtet, und dann fuhr er zu Willy gewandt fort: „Glauben Sie, Mister Wood, daß Khadia hier in Indien eine Zukunft hat?“

„Vielleicht hören wir bald von ihm,“ sagte Wood. „Wäre es da nicht das Beste, mit ihm selbst über seine Pläne zu sprechen? Damals in Bombay ist ihm ja so vieles schief gegangen.“

Ein Knabe ging durch den Saal und bot Zeitungen feil. Sie kauften ein paar und durchflogen sie.

„Sehen Sie,“ sagte der Oberst, „die vierte Seite oben.“ Wood las die fettgedruckten Zeilen: Autounglück . . . Geschichte eines Fakirknaben . . . Prabaker. Es war Prabaker Panges Lebensgeschichte von Anfang bis zu Ende. Willy verschlang sie. Der Oberst war ganz davon erfüllt, daß er den Besitzer des Autos

kannte, der mit Namen genannt war; auch dieser Name war fettgedruckt.

„Verdammt unangenehm für die Familie," grunzte er.

„Armer Junge," sagte Willy. Er erinnerte sich so gut Prabakers als eines halbnackten Jungen oben in den Bergen von Lena, als eines armen Kindes, das zum Fakir erzogen werden sollte, und das sich aus reiner purer Unwissenheit nicht vom Fleck rührte und wirklich auf die grausame Idee eingegangen war. Es war bitterer Ernst gewesen — obwohl es im zwanzigsten Jahrhundert fast unglaublich klingt.

„Ich möchte wohl nach Bombay reisen," fuhr Willy fort, „vielleicht könnte man ihm helfen."

„Hören Sie, Mister Wood," sagte plötzlich der Oberst und faltete sorgfältig die Zeitung zusammen, „das sollten Sie tun, und wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich Sie bitten, zugleich für mich eine Besorgung zu erledigen... sonst muß ich selber fahren, und . . . offen gestanden . . . in dieser Wärme." Dann folgte eine Erklärung, was zu besorgen sei, und alles wurde verabredet. Willy wollte am nächsten Morgen mit dem Expreß hinunterfahren.

Auf einer offenen Veranda, von kleinen Glühlampen beleuchtet, saßen sie etwas später in Korbsesseln an einem japanischen Korbtisch und spielten Bridge. Lady Hamilton war in ihrem Element, sie gewann ein Spiel nach dem andern und doublierte jeden Augenblick. „Einschüchtern ist die Hauptsache," sagte sie, „wie zu Beginn eines Krieges."

„Ja, aber am Schluß verliert man doch, meine Liebe," fiel der Oberst ein.

„Nichts von Krieg," bat der Dicke, „entschuldigen Sie meine Kühnheit," fügte er mit etwas rotem Gesicht hinzu, da er die Wirkung seiner Worte sah, „aber ich kann es nicht ertragen, vom Krieg reden zu hören."

„Du hättest mitmachen müssen,“ lachte der Oberst, „aber gleichviel, wir wollen uns ans Spiel halten!“

„Pick Royal,“ sagte Willy.

„Two sans,“ sagte Lady Hamilton.

„Passe,“ das war der Dicke.

„Nolo,“ der Oberst.

„Wie kannst du wagen, Nolo anzusagen, William, wenn ich two sans habe,“ lachte seine Frau.

„Drei Pick“.

„Schön, Three sans,“ sagte Lady Hamilton.

„Passe“ — „Passe.“

„Ich doubliere,“ sagte Willy.

„Aber ich redoubliere, trotz der dünnen Karte des Obersten. . .“ Und dann bekam ihre Gnaden das Spiel und gewann es und amüsierte sich fürstlich, wie sie sagte.

Auf kleinen Tischen daneben standen große Gläser mit erfrischenden Getränken. Kellner glitten geräuschlos zwischen Türen und Stühlen hindurch.

An mehreren anderen Tischen wurde auch Bridge gespielt, und hier und da dehnten sich Leute in Liegestühlen und ließen sich alles reichen. Die Punkas drehten sich langsam mit klapperndem Geräusch, und an der Decke krochen Gekkos auf die Lampen zu und saßen in dichten Klumpen, geblendet von dem strahlenden Licht.

Die Palmen rauschten im Nachtwind und die Feuerfliegen schwärmten draußen im Garten und leuchteten an den Treppen wie matte, bewegliche Punkte.

Eine Welle starker Düfte kam mit dem Winde nach der Veranda herüber.

Sie saßen in der Millionenstadt in dem Wunderlande Indien.

Da sauste ein großes Automobil heran und hielt vor der Veranda; die jungen Amerikaner stiegen aus;

in der heißen Nacht waren sie, während die andern Karten spielten, unter den vielen Sternen des Tropenhimmels durch die duftenden Parke gesaust.

Wiegend glitt sie wie ein Traum an Tischen und Liegestühlen vorbei, und wie ein ausgelassener Junge sprang er ihr nach und nahm die Treppe in drei Sätzen.

Sie verschwanden in andern Räumen, oben im Hotel.

DAS HOSPITAL

DER Expreß sauste durch das Land, von Kalkutta nach Bombay. „Only for europeens“ stand an einzelnen Abteilen, und Willy erinnerte sich seines brennenden Zorns, als er zum erstenmal diese Aufschrift gelesen hatte. Welche Roheit, sich dies in einem fremden Lande zu gestatten, wo man selber Gast ist, in einem Lande, das so viel gibt und so wenig empfängt.

Willy saß im Zuge und schaute auf Reisfelder und Teiche oder auf fette Aecker und grüne Felder; die Landschaft wechselte den Charakter, aber immer war sie echt indisch, auch da, wo Berge und Wälder waren. . . . Ja, Indien war es doch. . . Dies wunderlich Undefinierbare, das jedem Lande anhaftet, dies Eigentümliche, das das eine Land vom andern unterscheidet, am stärksten in den Menschen. Hier waren es Hindus, ihre starkfarbigen Gewänder, ihre Fahrzeuge, ihre Aufzüge, ihre Tempel, ihre Häuser und die Mangobäume in den eingezäunten oder mit Wällen umzogenen Gärten.

Die Flüsse führten jetzt wieder Wasser, trugen Boote, und auf den Feldern wogte die Saat, hochaufgeschossen, im Winde.

Willy stieg auf einer Station aus, um sich ein Frühstück geben zu lassen, da der Zug keinen Speise-

wagen hatte, für einen Lunch aber der Aufenthalt ausreichte. Ein Arzt kam zu ihm und fühlte seinen Puls und ging dann durch den ganzen Zug von einem Passagier zum andern, allen den Puls fühlend.

Ein fieberkranker Passagier wurde auf dieser Station ausgesetzt und ins Hospital gebracht. Das geschieht hier in Indien so oft, ist so alltäglich, daß es gar kein Aufsehen erregt. Und wer saß schon in dem Bahnhofsrestaurant? Das junge Paar aus Great Eastern, die Amerikaner! Willy ging zu ihnen, fragte, ob er an ihrem Tisch Platz nehmen dürfe, und wurde herzlich begrüßt.

Sie stammte aus Boston, er aus San Diego. Sie waren auf der Hochzeitsreise. „Great," sagte sie, „ist es nicht great, Indien zu bereisen? Wir haben Sie gestern auch gesehen, Henry machte mich auf Sie aufmerksam; fliegen Sie?"

Im übrigen war er Kaufmann, hatte aber alles im Stich gelassen, um zu reisen und zu faulenzen. „Wenn man sein ganzes Leben gearbeitet hat, kann man sich auch einmal Ferien gönnen," sagte er. „Wie billig ist es hier! Ich habe mir nie träumen lassen, daß man alles geschenkt bekommt!"

Willy Wood mußte von seinen Flügen über Indien erzählen, die ihn ganz hinauf nach dem Norden geführt hatten; die beiden Amerikaner waren zum erstenmal auf der Weltausstellung in San Francisco geflogen: „Brillant, charmant, das Einzige, was wirklich Reiz hat; ja, und dann reisen!"

Der Zug fuhr ab, im letzten Augenblick sprangen sie hinein, und im Kupee schlossen sie eine neue und heiße Freundschaft, ein Triumvirat, das für den Augenblick eine heilige und starke Geltung hatte, aber eben so luftig war wie eine Fahrt im Flugzeug, denn es ist nicht leicht, mit Amerikanern befreundet zu sein,

die nur für den Augenblick Freunde sind, Und doch, was gibt es anders als Augenblicke, warum soll man sich immer Ewigkeiten garantieren, wenn doch keiner imstande ist, treu zu bleiben?

Am nächsten Morgen trafen sie sich fröhlich und munter in einem langen Schlafwagengang und gingen zum Frühstück in einen Speisewagen, der inzwischen angekoppelt war. Die Sonne strahlte auf eine grüne Hochebene und der Wind war frisch und kühl. Den Tag hindurch fuhren sie weiter durch Indien, an Städten vorbei, über Flüsse und Brücken oder durch Felder und zur Abwechslung durch die Wüste.

In Bombay begaben sich Henry Hawkins und seine Frau Cate ins Taj Mahal, und hier hatte auch Wood sein Zimmer bestellt.

In einem Zeitungskontor mitten in dem neueren europäischen Teil Bombays wurde Wood zu dem Redakteur geführt. Es handle sich um den Artikel über das Automobilunglück in der vorigen Woche. Wo der Verunglückte liege und wie das Hospital heiße?

Der Journalist, der den Artikel geschrieben hatte, wurde antelephoniert, und Wood hörte seinen Bericht.

Das Hospital lag in einem großen Park, Willy fuhr vor dem Büro vor und verschaffte sich die Erlaubnis, gleich zu dem Kranken zu gehen.

Eine blendende Reinheit und Weiße schlug ihm entgegen, lange Flure mit Steinfußboden, offene Veranden mit grünen Vorhängen, offenen Türen, Durchzug und Kühle, erfrischend nach der staubigen Wärme der Straßen.

Dieser Stil, diese Strenge, diese absolute Hygiene wirkten klösterlich, auch Krankenwärtern und Pfle-

gerinnen sowie den Aerzten haftete die gleiche Reinheit und vornehme Erhabenheit an.

In einem großen Saal lag Prabaker; die Augen leuchteten, das Gesicht lag braun auf einem schneeweißen Kissen. Die festen, großen Hände spielten mit einem Puzzle-Spiel. Wie freute er sich, Wood zu sehen! „Willy," sagte er, „Willy, du hast dich hierhergefunden, ich danke dir, Willy, ich danke dir; das habe ich nicht geahnt."

Dann faßte er Willys Hand und zog ihn näher heran.

„Und jetzt, Prabaker, hier ist Schokolade und Zigaretten, die wirst du schon vertragen können. Wann darfst du in den Garten? Geht es dir wieder besser? Sie sagen, du wirst bald ganz gesund sein."

Prabaker war rasch über das Schlimmste hinweggekommen. Er hatte gute Heilsäfte und der Aufenthalt im Hospital sagte ihm zu.

„Sie sind alle so gut zu mir," sagte er.

„Sie verwöhnen dich wohl, Prabaker?"

Aber davon wollte er nichts hören.

Von der Veranda sah man grüne [illegible] und [illegible] Rasenflächen, Wasserstrahlen [illegible] in [illegible] Springbrunnen, und [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Prabakers. Sie flüsterten miteinander und machten sich heimlich Zeichen, aber die älteren lagen steif wie die Stöcke, mit fieberheißen Augen und unbeweglichen Mienen.

Ueber dem Bett Prabakers las Wood auf einer Tafel den Verlauf der Krankheit: vier Komma zwei in der ersten Nacht und jetzt keine Spur Fieber mehr. Beinbruch links, eine Rippe gebrochen, Quetschungen, Hautabschürfungen.

„Was dachtest du in dem Augenblick, als es geschah?“ fragte Wood.

„Ich dachte gar nichts, wollte nur hinüber, und da geschah es, — wie, weiß ich wirklich nicht, ich war im Schlaf,“ erzählte Prabaker.

Als Wood sich verabschiedet hatte und auf den Flur trat, stand er plötzlich Khadia gegenüber, der seinen Freund besuchen wollte.

Keine Begegnung konnte herzlicher sein. Sie umarmten sich, und Khadia stiegen Tränen in die Augen. Seit er den Ganges verlassen hatte, wurde er zum erstenmal ganz lebhaft an Sita erinnert, an seine hübsche kleine Frau, an Sita, die so plötzlich gestorben war, entschlummert mitten im stärksten Lebensrausch . . . Willy hatte sie ja gekannt, mit Willy hatte er über Sita gesprochen; Willy und Sita waren ja seine besten Freunde. . . . Er trocknete sich die Augen, dann fing er an zu sprechen, aber die Stimme war schwer und die Worte kamen nur in abgerissenen Lauten über seine Lippen.

Er ließ Willys Hand nicht los, und jetzt mußten sie zusammen wieder zu Prabaker hinein.

Der Bursche lachte, als sie kamen. „Jetzt sind wir alle drei hier, one, two, three,“ sagte er, wie damals, als er seine englischen Studien im Travellershouse in

Bombay begann und Willy ihn die Elementarregeln lehrte.

„Du wirst doch nicht weinen, wenn wir gehen, oder eifersüchtig werden?“ neckte Khadia. „Aber so ist es immer. Wenn zwei sich bei einem Kranken in einem Krankenhaus treffen und zusammen fortgehen, so schneidet es dem ins Herz, der im Bett zurückbleiben muß.“

„Man sollte fast glauben, du hättest es selbst erduldet, Khadia,“ erwiderte Prabaker. Und dann lachte er übermütig und befühlte Khadias Taschen. Ja, da war etwas: lange rote und grüngestreifte Karamellen zog er heraus, eingewickelt in braunes Packpapier und Kaugummi in Staniol und Zigaretten, gelb und trocken.

„Reiche Ernte!“ sagte er und breitete alles auf der Decke aus.

Welcher Gegensatz zwischen diesen drei Menschen, die hier als gute Freunde zusammen waren. Der schlanke, feine Khadia mit dem wohlgeformten Gesicht, den großen, träumenden Augen, den langen Wimpern, dem verschleierten Blick und der matt bräunlich-hellen Haut. Dann der Knabe im Bett mit den großen, etwas aufgeworfenen Lippen, einem Lächeln, das wie Sonne über das Gesicht glitt, weißen leuchtenden Zähnen, dunkelbrauner Haut und mächtigen Händen, die fast zu groß waren für die kindlichen Züge um Mund und Augen; dazu die Nase, kräftig, ohne zu groß zu sein, eine Nase, in der Charakter war, die das ganze Gesicht anziehend machte. Ueber der Stirn bäumte sich sein blauschwarzes Haar und lag in Wellen um das weiche Oval des Kopfes, der gegen die helle Umgebung dunkel wirkte. Daneben Willy, mit seinem zusammengepreßten Körper, den fast eckigen Gliedern, den graublauen Augen und den großen Füßen und Händen. Das helle Haar und die Farbe der Haut,

die nur Sonnverbranntheit war, erschien fremdartig hier zwischen all diesen dunkeläugigen und schwarzhaarigen Menschen. Eckig und knochig, groß und muskulös, in Khaki mit Wickelgamaschen und einem Ledergürtel war er der junge Mann unserer Zeit, der Flieger von Gottes Gnaden.

„Ich fühle mich so reich," sagte Khadia, „ich habe nicht geglaubt, daß ich noch einmal wieder froh werden würde, und nun, da wir drei wieder zusammen sind, bin ich ... nein, ich kann es nicht sagen ... aber es ist großartig!"

„Wenn ich nur gesund wäre und mit euch gehen könnte," sagte der Patient.

„Das wird nicht mehr lange dauern, meinen die Aerzte," sagte Khadia rasch. Dann nahm er ein Buch aus seinem Turban, ein kleines Notizbuch mit einem Bleistift, und gab es dem Freund.

„Mir geht es gerade umgekehrt, Khadia," sagte Willy und bewunderte das Buch, das Prabaker ihm zeigte; „ist es nicht wunderlich, daß wir uns immer im Gegensatz befinden? Weißt du noch: seinerzeit sehnte ich mich nach Indien, als du damit fertig warst; später sehntest du dich, und ich kritisierte. Jetzt bist du froh und ich bin betrübt."

„Was ist dir denn, bist du verliebt? Du hast doch niemanden verloren. . ." eiferte Khadia.

Aber Wood wich aus. „Es ist nichts, Khadia, nur ein Einfall, man kann doch nicht immer gleich glücklich sein. Und ist nicht eigentlich überhaupt das Gerede von Glück und Unglück Unsinn, Khadia? Meinst du nicht auch? Glaubst du wirklich, ein Mensch kann glücklich sein, wenn er nie unglücklich war? Wer am unglücklichsten ist, wird am glücklichsten. Die lau und steif sind und gleichmäßig kühl über die

Ereignisse hinweggleiten, die können sich nicht freuen wie wir. Nicht wahr, Khadia?"

„Du sprichst wie ein Hindu, Willy," lachte Khadia glucksend wie in alten Tagen, „aber wie gern höre ich dich sprechen statt der alten fetten Priester, die ihre Litanei herbeten. . . . Aber jetzt muß ich gehen, willst du mit, Willy?"

Prabaker zog ein saures Gesicht und sah den jungen Männern lang nach, die leicht und ungeniert die Gänge des Gartens entlang schlenderten und schließlich zwischen den dunklen Mangobäumen verschwanden. Dann strich er seine rauhen Decken glatt, untersuchte Buch und Bleistift und begann zu schmausen.

Und nun fingen die Patienten, seine Leidensgefährten, an zu schwatzen, von Bett zu Bett wurde telegraphiert, selbst Kranke, die so weit auseinanderlagen, daß jede Verbindung ausgeschlossen schien, konnten sich neckend in die Haare geraten und sich geradezu Schlachten liefern.

Die Glocke läutete, es war Mittagszeit, und Tablette mit aller möglichen Pflanzenkost wurden hereingetragen.

Die Krankenwärter gingen aus und ein und überall in den Betten saßen die Kranken, von Kissen gestützt, und aßen.

Draußen war Sonne, Hitze und feucht stechende Luft.

ZWEI FREUNDE

NASIK City liegt westlich von Bombay jenseits einer langen Gebirgskette, die mit dem Meere parallel läuft; sie ist eine der bekanntesten Städte der Hindus mit antiken Tempeln. Vor allem aber bekannt durch ihren Fluß, der fast so heilig ist wie der Ganges. Das war Khadias Heimatstadt; in der Nähe des Flusses lag sein Haus, in dem seine Mutter und Schwester noch wohnten. Der Vater war auf einer Bahnstation angestellt, aber die war so weit entfernt, daß die Familie in Nasik City ihn nur selten sah, er lebte auch sein eigenes Leben, auf seine Art, weder als Hindu, noch als Europäer, sondern gleichsam in beiden Lagern.

Khadia und Willy waren am Tage vorher in die Stadt gekommen, Khadia hatte die Mutter begrüßt und war viel herzlicher empfangen worden als bei seiner Heimkehr aus Europa nach dreijährigen Studien. Diesmal kam er ja vom Ganges, jetzt umgab ihn die gleiche Glorie wie einen Pilger, der gereinigt heimkehrt.

Khadia und Willy gingen zusammen außerhalb der Stadt an einem kleinen Bach entlang. Hohe, grüne Deiche waren zu beiden Seiten, Kinder spielten in dem jungen Gras, fischten Salamander und Kaulquappen oder lagen auf dem Rücken und blickten zu den Wolken auf. Von einem alten hohen Strohhaufen rutschten

Knaben herunter und langten schreiend und kreischend im Wasser an.

Gelbe Blumen streckten sich dem Licht entgegen und das rieselnde Wasser gluckste munter, wenn es über kleine Steine und Hindernisse lief. Ein alter Liegestuhl stand in der Nähe des Flusses; jetzt war er von den Knaben erobert und wurde zu ihren Spielen benutzt.

Wenn die beiden Freunde mit dem Rücken nach der Sonne gingen und unmittelbar auf die gelben Blumen hinuntersahen, flammte ihnen ein gelbes Leuchten von intensiv glühender Kraft entgegen, das grell, aber berückend von allem Frühlingsgrün abstach. Hoch in der Luft zog ein Adler seine großen Kreise, auf den Feldern pflügten Hindus, und an einer Stelle war ein junger Mann eifrig damit beschäftigt, ein primitives Haus zu bauen. „Das Haus ist schön," rief Khadia ihm zu. Der junge Mann, der Nägel einschlug, wandte den Kopf und sah ihn an. „Ja, es ist schön!" sagte er. Die Stimme klang tief und verwundert. Hatte dieser Fremde nicht gerade seine geheimen Gedanken erraten?

Die Landschaft hatte etwas Festliches. Die Ueppigkeit der Erde und die Keimkraft der Saat war an diesem Tage von berauschender Kraft. Khadia konnte es nicht lassen, immer wieder über den Bach zu springen.

Dann mußten sie ein Bahngleis überqueren, aber der Bach, der unter der Bahn durch einen Steintunnel lief, wartete jenseits des Gleises wieder treulich auf sie; es war so beruhigend, weiter an seiner rieselnden Strömung entlang zu wandern.

„Oben am Ganges," sagte Khadia, „habe ich jetzt so viel von Gott gehört." — Willy hatte von dem Problem Gott gesprochen; ob es überhaupt einen Gott

gebe und ob Materie oder Seele eins oder zweierlei seien — „Willy, soll ich dir sagen, was ich meine?“

„Sprich, Khadia!“

„Gott ist in allem,“ sagte Khadia. „Es ist Seele in jedem Tier, in jeder Pflanze, in jedem Stein, aber im Stein ist das Göttliche gebunden, es kann sich nicht äußern. Blumen können fühlen und atmen, aber im Tier ist das Unterbewußtsein lebendig, bei uns regt es sich nur selten.“

„Das ist auch mein Gefühl, Khadia,“ sagte Willy und sah den Freund an. „Sag einmal, Khadia,“ fuhr er fort, „wo bleibt, wenn die Pflanze stirbt, ihre Seele? In Gedanken kannst du dich doch versetzen, wohin du willst, Khadia; glaubst du denn nicht, daß das, was wir Seele nennen, auch frei und ungebunden, an keinen Ort gefesselt ist?“

Der Pfad, auf dem sie dahinschritten, war weich und schmal. Es mußte einer hinter dem andern gehen, und Willy ging als letzter; er betrachtete Khadia, beobachtete alle seine Bewegungen und den Rhythmus seines Ganges; wie gut paßten Khadias Worte und Bewegungen zusammen, sie wurden im gleichen Augenblick geboren, hüpfend und doch in ruhigen Takten, dazu die Stimme, dieser weiche Mollton, der doppellautig klang, sobald Khadia eifrig wurde.

„Die Sterne,“ fuhr Khadia fort, „erzählen sie nicht mehr als alle Bücher, weisen sie nicht auf das hin, wofür wir keine Worte haben und was wir zögernd mit Worten nennen, mit Worten wie Gott? Das Göttliche ist in allem. Diese lebende Welt, die man die wirkliche nennt, ist ja nur ganz vorläufig, ganz unzuverlässig, so wechselnd, so treulos, daß man in seinem Herzen weint, wenn man es in seiner Jugend entdeckt.“

Khadia entzündete eine Zigarette, während er auf seinen nackten Beinen in gelben Pantoffeln weiterschritt.

„Wenn zwei Menschen zusammen die Sonne genießen," fuhr er fort, „oder sich über die gleichen Farben freuen, wie wir jetzt über diese leuchtenden Wiesenblumen, wenn sie zusammen Kunstwerke betrachten oder Verse hören, wenn sie den gleichen Gedanken denken, so sind sie eins, sie sind derselbe Mensch, sonst aber," fügte Khadia lächelnd hinzu, „sonst, Willy, ist der Mensch immer allein." Es war, als sollte dies feine Lächeln die trüben Worte, daß der Mensch immer allein sei, verhüllen.

„Ich weiß, Khadia," sagte Willy; „es ist nicht beruhigend, das zu wissen. Aber liegt nicht eine Kraft gerade darin, einsam leben zu können, denn das können nicht alle. Wie einsam, wie gequält von ihrer Einsamkeit sind die meisten Menschen, wenn sie allein sind! Und doch sollten sie wissen, daß sie allein sein *müssen*! Denn nur in ihrem eigenen Innern, in ihren eigenen Gedanken lebt das Dasein. Und nur die Gedanken schlagen eine Brücke von Mensch zu Mensch!"

Sie saßen am Ufer und blickten in das rinnende Wasser hinunter, Schnecken krochen auf Grashalmen und Blättern, Kinder wateten im Bach, und es duftete nach Blumen.

Plötzlich feuchteten sich Khadias Augen, er neigte den Kopf, damit Willy es nicht sehen solle. „Ich bin so glücklich," sagte er, „und ich war doch vor Jahr und Tag so unglücklich! Ich fand, es lohnte sich gar nicht, zu leben; was hatte ich damals zu leben, aber jetzt . . ."

„Und ich fühle das Entgegengesetzte," sagte Willy, „früher war ich reich und froh, jetzt bin ich arm

und einsam." Willy wandte sich zu Khadia um und lächelte.

Der eine weinte und war glücklich, und der andere . . .

„Khadia, hier sehen wir es wieder," sagte Willy und wurde ernst, „ist es nicht wunderlich, daß wir uns immer im Gegensatz befinden? Wenn du Indien liebst, hasse ich es; begeistere ich mich für das Land, so kritisierst du es; trauerst du, so bin ich fröhlich; bin ich betrübt, so lachst du. Stets sind wir zwei Seiten eines Wesens, Khadia; vielleicht sind wir eine einzige Seele, vielleicht gibt es viele Menschen, die sind wie wir, vielleicht ist, wie du sagst, Seele in dem Stein, der da unten im Bach liegt, und vielleicht ist diese Seele ein Teil der unseren, schon dadurch, daß wir von dem Stein sprechen . . ."

Sie kamen nun auf einen breiten Weg. Ein Ochsengespann nach dem andern begegnete ihnen; ein Mangobaum am Straßengraben gab guten Schatten. Sie setzten sich unter seine mächtige Krone, denn die Sonne stand schon hoch am Himmel. Oben in dem Baum lachten Papageien, Ameisen krochen über den Weg und mehliger Staub lag dick in den Wagenfurchen.

Khadia mußte nun von Fatma hören, wie sie sich getroffen hatten, und von dem Pfefferhändler. Und Khadia erzählte Willy dafür von dem jungen Mädchen, das ihm begegnet war und das Willy ja auch bewundert hatte.

„Nun aber keine Dummheiten," sagte Willy zu Khadia, „laß du sie nur in Frieden! Man bleibt doch immer allein! Lieben magst du sie wohl, aber wie lange? . . ."

„Vielleicht ist jeder Zeitraum eine Ewigkeit, nicht wahr, Willy; gibt es überhaupt Zeit?"

Während er sprach, zog Khadia die Pantoffeln aus, schüttelte sie ab und rieb die Fußsohlen mit den Händen.

Ein Wagen kam dahergefahren, hielt, und ein dicker Mann winkte sie heran. Es war der Postmeister: es seien Briefe für Willy da, und übrigens auch für Khadia, sie seien schon vor ein paar Tagen angekommen, aber auf dem Postbüro habe man nicht gewußt, daß Khadia in Nasik City sei.

„Wir wollen sie gleich holen,“ sagte Willy, und der Wagen fuhr weiter.

Sie gingen an den Tempeln vorbei. Grüne Steinaffen saßen auf den Gesimsen der Pagoden und glotzten vor sich hin.

Ein Knabe spielte Flöte; er schielte nach ihnen hin, ließ sich aber sonst nicht in seinem Spiel stören.

Im Postkontor bekam Khadia Briefe von Bagwandas und eine Karte von Prabaker, und Willy hatte Nachricht von Hamilton und von Said.

DER ALTE

WILLY Wood war wieder nach Kalkutta gereist, seine Mission in Bombay für Oberst Hamilton war erledigt, und jetzt war sein einziger Gedanke, Fatma zu treffen. Wie, das stand noch dahin, aber wenn man etwas will, so will man es . . .

Er war in das mohammedanische Bad El Hamma gegangen, um Achmed zu suchen oder einen von Fatmas Brüdern, und kam jetzt resultatlos aus dem Bade heraus, als er plötzlich seinem Freund Frank Ulster gegenüberstand, einem verwegenen jungen Flieger, mit dem er zusammen die Fliegerschule besucht hatte und oft hoch oben in blauer, reiner Luft geflogen war.

„Hallo, mein Junge," platzte Willy heraus, „das ist ja lustig; trifft man sich hier? Wann bist du angekommen?"

Frank Ulster war groß und schlank, ziemlich blond mit glatter, sommersprossiger Haut. Die Augen waren charakteristisch für ihn, sie leuchteten graublau unter dichten Wimpern, im Ausdruck rein und doch schelmisch, lustig wie die eines Knaben. Sein großer Mund mit den festen, blendend weißen Zähnen war recht hübsch; aber damit war noch nicht alles gesagt, denn seine elastischen, eleganten Bewegungen, die nachlässig und plastisch zugleich waren, unterstrichen den

Ausdruck seines Gesichts, wenn er sprach. Die Stimme war tief, gleichsam dunkelviolett, weich und melodiös. Ulster lachte oft, lächelte gern, er war durch und durch verwegen und keck, ausgesprochen der Typ der jungen Generation, die in den großen Krieg zog.

Waren es nun seine Augen, sein flottes Wesen, die Modulation seiner Stimme oder nur das Lächeln — was es war, ließ sich schwer sagen —, aber alle, die ihn trafen, waren bezaubert von ihm. „Er ist ein guter Kamerad," pflegte Willy von ihm zu sagen, „ich habe ihn noch nie ein unfreundliches Wort über andere Menschen äußern hören."

„Willst du mit mir nach Hause kommen, Willy?" sagte Frank und drückte ihm die Hand. „Ich habe mich jetzt ganz prachtvoll eingerichtet und hoffte schon, dich heute noch zu treffen."

Sie gingen zusammen die Straße entlang. Es war warm, aber ein Regenschauer hatte den Staub niedergeschlagen und die Straßen gereinigt. Sie kamen am Bahnhof vorbei, die Züge lärmten, die Zeitungsjungen riefen, ein Kundschaftertrupp stand in Reih und Glied, bereit zum Abtransport irgendwohin ins Binnenland.

In einer breiten Allee lag Ulsters Heim. Er hatte sich sehr komfortabel nach seinem Geschmack eingerichtet. Ein großer schwarzer Flügel stand in einer Ecke, indische Teppiche lagen auf dem Fußboden, antikes Kristall war eben ausgepackt, und überall lagen Bücher umher, rote, gelbe, blaue.

An den Wänden hingen Photographien von jungen Fliegern, und auf den Tischen standen ebenfalls Photographien in silbernen Rahmen, und Leuchter blinkten im Sonnenschein.

„Whisky oder Portwein?“ sagte Frank, während Wood sich in einen Liegestuhl warf . . .

Vor der Tür stand ein weißgekleideter Knabe, der Punkazieher.

„Zieh doch, du Faulpelz,“ rief Ulster in den Flur hinaus, „los, damit wir etwas Luft kriegen, hier ist es verteufelt heiß!“

Da begannen die grauen Punkas an der Decke zu knarren und zu schaukeln. Ein Diener brachte lautlos Getränke und Gläser herein und glitt leise wieder hinaus.

Eine Weile sprachen sie vom Fliegen, dann tischte Wood die Geschichte von dem hübschen Arabermädchen auf, das in Nummer dreizehn wohnte.

„Großartig,“ lachte Frank, „aber jetzt sollst du auch meine Erlebnisse hören.“ Damit schenkte er ein, bot Zigaretten an und erzählte.

„Du weißt, ich komme direkt aus Belutschistan, ganz teuflische Menschen wohnen dort, dunkel, wild, Totschläger und Räuber. Sie haben gar keine Aehnlichkeit mit den Indern, sind roh, primitiv, aber keck. Lauter Gesindel! Da traf ich einen Kaufmann mit Kamelen, er war mit einer Teekarawane unterwegs und führte mich bei einem dieser Halbwilden ein, irgendwo in einer Oase wurde ein Mittagessen veranstaltet, du verstehst, ganz orientalisch, man aß mit den Fingern, saß auf dem Fußboden, aber ein vortreffliches Essen gab es. Doch das junge Mädchen hättest du sehen müssen, das ich dort sah; sie kam gerade herein, als ich allein war, vorm Essen; ich lag so wie jetzt und rauchte; sie kam herein, ohne daß ich es bemerkte, ihre Stimme hörte ich zuerst. Das Mädchen war rund und weich, hatte dichtes, schwarzes Haar, lockig, eine grade Nase und blitzende Augen, der Mund war sehr kindlich, so ein Mund,

den man auf den ersten Blick für dreizehn-, vierzehnjährig hält; aber irgend etwas an diesem Munde war verräterisch. Sie war kerngesund, braun. Indem sie etwas, was sie in der Hand hatte, hinstellte, sah sie mich an: du begreifst wohl, Willy, es war sofort um mich geschehen!“

Ulster streckte die eckigen Beine aus und nickte, während er sich eine Zigarette anzündete.

„Du wirst lachen, Willy, wenn du das übrige hörst. Ja, siehst du, dann kamen natürlich die andern und störten uns, aber ich entwarf gleich meinen Plan. Wir aßen und wir tranken, das heißt natürlich nichts anderes als Wasser, denn es waren ja Mohammedaner . . . Aber am nächsten Tage wollten sie hinauskommen und das Flugzeug betrachten, und sie sollte mitkommen —“.

Willy wandte gespannt den Kopf, Ulster räusperte sich.

„Das Flugzeug wird hervorgeholt,“ fuhr er fort, gründlich besichtigt, die Propeller in Gang gesetzt, und dann frage ich, ob sie eine kleine Fahrt riskieren wollen. Aber der Kaufmann war vorsichtig wie eine Schnecke, und der Belutschistanmann, ein älterer Kavalier, sagte auch nein, aber das Mädchen . . . wir waren schon hoch oben, ehe die andern noch Zeit zum Ueberlegen gehabt hatten. Bist du schon einmal mit einer Frau geflogen, Willy . . .? Sie berührte mich mit den äußersten Fingerspitzen und hatte Tränen in den grünen, dunklen Augen.“

Er trank einen Schluck, rief den Punkaknaben an, der eingeschlafen war, und fuhr in seiner Erzählung fort.

„Wir landeten hinter einer Kette niedriger Berge: öde war es hier, nur gelber Sand, nicht eine Pflanze; der geriefte Sand hatte sich zu Dünen zusammen-

geballt. Ja, so kam es ... Wir lagen im Schatten des Flugzeugs; wie war sie schön, wild und ausgelassen, heiß und warm, aber sie weinte lautlos und hielt mich mit den Händen fest ..."

Die Punkaflügel knirschten, draußen rauschte der Regen.

„Hast du Hamiltons schon getroffen, Frank?" fragte Willy nach einer Pause.

Ulster hatte sie noch nicht gesehen. Sie beschlossen, im Great Eastern zu Mittag zu speisen und dann vielleicht mit Hamiltons zusammen zu sein.

Als sie im Hotel Hamiltons trafen, verabredeten sie sofort, zusammen zu essen und hinterher eine Partie Bridge zu spielen. Der Dicke war fort, so daß sie gerade vier waren.

„Fliegen Sie jetzt nur nicht zu hoch, meine Herren," lachte Lady Hamilton, als sie sich zu Tisch setzten, „sonst können der Oberst und ich nicht mit."

Es war ein fröhliches Mahl, man hatte sich nach einer recht trivialen Siesta wieder erholt, und jetzt gegen Abend war man aufgelebt, da eine kühlende Brise die Geister erfrischte.

„Und Sie, Mister Wood, haben ja wohl unsere Amerikaner getroffen," begann der Oberst, „was halten Sie nun von ihnen?"

Willy, der nicht nur im Zuge mit ihnen zusammen gewesen war, sondern sie auch im Taj Mahal wiedergetroffen hatte, erzählte, daß er sie frisch, natürlich und sehr unterhaltend finde.

„Sieh, sieh," sagte Lady Hamilton spöttisch, „unterhaltend, Mister Wood, ja, das fanden wir wirklich auch," ... dann lachte sie ironisch und sah durch die Lorgnette nach den andern Tischen hinüber.

„Oberst," sagte sie plötzlich, „sitzt da nicht der Vetter der Herzogin? Wann ist der hierhergekommen?"

Oberst Hamilton wandte die Augen zur Seite und sah zu einem alten, welken Griesgram hinüber, der zitternd ein großes Rotweinglas an die Lippen führte, während seine Monokelschnur zwischen Glas und Hand hing.

„Er sieht aus, als wäre er herübergekommen, um zu sterben," bemerkte der Oberst.

Der Alte, der Marquis von Salisbury, ein ehemaliger General, aß und trank langsam, aber gründlich, und mit aller erhabenen Ruhe eines Engländers. Er war wirklich erst soeben hier angekommen. Der Krieg war schuld, daß er trotz seinem hohen Alter nach Indien gegangen war, nach seinem lieben Indien, wie er immer sagte; er sollte gewisse Verhältnisse studieren und nach Hause berichten. Jetzt war er, nachdem er gebadet und sich sorgfältig umgekleidet hatte, von einem Diener herbeigelotst worden, saß an einem Tisch für sich und ließ sich Wein und Speisen schmecken.

„Er ist ein guter Freund des Vizekönigs," sagte Ulster, „ich habe sie oft zusammen im Klub gesehen."

Der General kaute mit starker Bewegung der Kiefer, viele Zähne hatte er nicht mehr. Die Gesellschaft um sich her würdigte er nicht eines Blickes. Das Essen wurde zerlegt und auf die Gabel gehäuft und verschwand hinter seinem weißen, kurzen Schnurrbart.

Nach Tisch begrüßten Hamiltons ihn draußen auf der Veranda.

Seine Exzellenz kam direkt aus London, hatte mit dem König gesprochen, konnte mündlich von diesen und jenen jungen Generalen erzählen, die zurzeit in London waren. „Heutzutage reisen sie ja alle hin und

her," schnarrte er, „eine Stippvisite zu Hause, mitten im Krieg, das war zu meiner Zeit nicht Sitte!"

Dann blinzelte er dem Oberst zu. „Hat man hier etwas von Aufruhr gehört?" flüsterte er, als der Oberst einen Schritt mit ihm beiseite getreten war.

Und da durchschaute der Oberst mit einem Schlage die ganze Diplomatie des Generals. Dies war das Einzige, was absolut nicht berührt werden durfte, aber der alte Herr war nach dem Mittagessen und dem Wein etwas formloser, und die Kühle tat natürlich das ihre. Seine rotgeränderten Augen lächelten, und es bildeten sich winzig kleine Fältchen in den Augenwinkeln.

Hinter ihm stand ein Kellner, ein Eingeborener, schlank, gerade gewachsen, mit einem Tablett und wartete ruhig ohne eine Bewegung, dem Oberst und dem General halb den Rücken kehrend . . . er lauschte, nicht ein Wort war ihm entgangen. Da hatte man — unter „man" war eine geheime indische Gesellschaft zu verstehen — diesen antiken Engländer von London bis Kalkutta verfolgt, der Telegraph war in Bewegung gesetzt, Steckbriefe waren hin und her gegangen . . . und nun hatten sie ihn so leicht gefangen. Der Diener lächelte innerlich. Er stand wie eine Bildsäule und war dem General so nahe, daß dieser, der übrigens aus der Zeit stammte, als es noch treue Diener in Indien gab, ihn nicht sah.

„Sehen Sie, lieber Oberst," fuhr er fort, als Hamilton verneinend den Kopf schüttelte, „sehen Sie, Aufruhr können wir gerade jetzt in Indien nicht brauchen. Sie verstehen, Oberst, es würde uns ungelegen kommen, wir haben Schererei genug in Irland, man hat mir anvertraut . . ." Mehr konnte er nicht sagen, denn der Oberst zog ihn mit sich, um ihm etwas zu zeigen, wie er sagte. Im selben Augenblick glitt der Hindu mit

dem Tablett leise davon und verschwand im Billardzimmer.

„Euer Exzellenz müssen entschuldigen," sagte der Oberst, als sie sich entfernt hatten, „aber der Ort ist hier zu gefährlich, um Staatsangelegenheiten zu erörtern. Haben Herr General den Diener nicht gesehen, er stand unmittelbar hinter uns?"

Aber der lallende Greis wollte sich eigensinnig kein Wort von diesem Grünspecht von sechzig Jahren sagen lassen, von einem Oberst, den er noch aus der Zeit kannte, als dieser seine ersten Epauletten bekam ... Diener, indische Farbige spionieren? Ein einziges Wort von dem verstehen, was er, der General, sagte? „Ehrlich gestanden, lächerlich, lieber Oberst, geradezu Nonsens."

Da zog der Oberst sich zurück, um mit seiner Frau und den Fliegern sich an den Bridgetisch zu begeben.

Der Diener aber stellte das Tablett im Billardzimmer hin; hier war es leer, nicht eine Seele war da; er schwang sich über das Fensterbrett, setzte die Beine auf die Verandafliesen, eilte die Treppe hinunter und verschwand im Park. Die Dunkelheit verschlang ihn.

Das Bridge ging seinen Gang. Der General bekam seinen Abendgrog, wurde in sein Zimmer geführt, seine Schlüssel und sein großer Brief wurden unter das Kopfkissen gelegt, und der Diener mußte im Nebenzimmer schlafen.

Als der General hereingekommen war, setzte er sich erst an den Marmortisch, legte die drei vorschriftsmäßigen Patiencen, die nicht aufgingen, brummte ein wenig, rauchte eine lange, leichte Zigarre, zog dann seinen Anzug aus, und ließ sich, in einen lila Pyjama gekleidet, von dem Diener ins Bett helfen. Lag und las eine Weile in Dickens Dombey und Sohn, gähnte

ein paarmal, nahm die Zähne heraus, legte sie in ein Glas Wasser und löschte das Licht.

Die Feuerfliegen tanzten und leuchteten im Dunkel, und hinter dem Moskitonetz summten und zischten die Moskitos.

„Gekko, gekko,“ erklang es draußen auf der Veranda, aber dann schlief der alte Herr ein.

Es mochte gegen drei Uhr nachts sein, da glitt ein Knabe lautlos von der Veranda herein, auf nackten Füßen schlich er sich an das Bett des Generals, immer wieder stand er still und lauschte.

Der Mondschein fiel in einem dünnen Streifen über den Fußboden und beleuchtete das Zimmer. Da zog der Knabe leise das Moskitonetz vom Bett und stand jetzt neben dem Kopfkissen.

Es war ein merkwürdiger Kontrast. Auf einem weißen Kissen lag ein alter Schädel, mumienhaft, mit weißem Haar und tiefen Schatten unter Augen und Mund. Die Atemzüge hoben sich langsam und schwer wie aus einem Blasebalg, und ein wunderlich unheimlicher, röchelnder Laut pfiff und knirschte im Halse. Der Mund stand halb offen, die Backen waren ganz eingefallen, der Greis hatte die Finger verkrampft wie ein Sinnbild des Geizes, schmal und mager lagen sie auf der weißen Leinwand.

Und neben diesem halbaufgelösten Rest eines ehemaligen Menschen stand ein blutjunger Mann, ein Knabe, fast nackt, fein, zart, schlank, den Kopf mit dem grünen Turban stolz erhoben. Der Körper war wohlgebildet und die feingegliederten Beine beugten sich katzenartig unter seinen Bewegungen. Vorsichtig streckte er die Hand, die ein großes Stück Watte hielt, nach dem Kissen hinüber. Plötzlich holte er eine kleine Flasche heraus, goß den Inhalt auf die

weiße Watte und drückte sie hastig auf Nase und Mund des Generals, fest und kräftig, mit beiden Händen.

Der Alte wird wach, aber er hat nicht Zeit, sich zu wehren, er greift nur nach den Händen des andern und zappelt wie ein Wahnsinniger ... unglaublich schnell wirkt die Narkose.

Die starken Hände lassen nicht los, lange pressen sie die Binde fest und stark auf, aber als sie schließlich loslassen, liegt der Greis in dem großen, dem letzten Schlaf ...

Unter dem Kopfkissen liegen die Schlüssel und der Brief, ein großes, längliches Kuvert. Hurtig schafft der Knabe wieder Ordnung, und mit dem Brief in der Hand gleitet er durch das Zimmer — da rührt sich etwas drinnen bei dem Diener. Ein Lichtstreifen fällt herein — durch einen Spalt in der Tür. Was soll er tun? Die Zeit ist zu kurz. Im Zimmer des Generals steht eins von den großen tiefen Becken, die die Inder zum Baden benutzen, es ist leer, ein englisches Badehandtuch ist darüber gebreitet. Im Nu ist der Knabe in dem Becken und das Handtuch hängt wieder über der Oeffnung. Er sitzt ganz still, das Herz schlägt ihm hart in der Brust, angstvoll fühlt er die kühlen Lehmwände, und das Unheimliche wird noch dadurch gesteigert, daß unten auf dem Boden zu seinen Füßen irgend etwas krabbelt ... er könnte schreien vor Angst ... Das Blut jagt ihm eisig den Rücken hinunter und das Herz steht ganz still. Er hört Schritte, eine Tür öffnet sich, der Diener schleicht herein, bis ans Bett, steht eine Weile still und schnüffelt ein wenig. Der Knabe hört, wie er die Luft lang und witternd durch die Nase zieht ... das Gift, denkt er ... es fehlt nicht viel, und die Zähne klappern ihm im Munde. Aber vermutlich hat der Diener alles in Ordnung gefunden,

und der Geruch . . . nun, in Indien riecht es ja nach allem Möglichen zwischen Himmel und Erde.

Die Schritte entfernen sich und gleich darauf knarrt das Bett nebenan leise. Der Diener ist wieder zur Ruhe gegangen. Ein langer, tiefer Seufzer erleichtert das Gemüt des Knaben.

Lange noch liegt er mäuschenstill, aber schließlich wagt er sich hinaus, und flink wie ein Eichhörnchen springt er aus dem Fenster.

Am nächsten Morgen findet man den toten General. Als man Oberst Hamilton die grausige Neuigkeit meldet, hat dieser eine längere Unterredung mit dem Hotelwirt; ein Telegramm über das andere wird abgesandt, Antwort trifft ein, und dann erfahren alle im Hotel die Wahrheit, die Wahrheit nämlich, die der Oberst und das Gouvernement unter diesen Verhältnissen für zweckdienlich halten: der General ist an einem Schlaganfall gestorben, ist ruhig und still eingeschlafen.

Und in dieser Form bringt auch die Presse die Mitteilung.

DAS GEHEIME INDIEN

IN großen Kurven kreisten die Geier über der Millionenstadt Bombay. Pest und spanische Grippe hatten gewütet und zu Tausenden waren die Leute auf der Straße umgefallen. Und die Geier waren fett geworden, die Weibchen saßen oben in den alten Palmen von Giurgom bei den Türmen des Schweigens, umgeben von gierig schnappenden Jungen, und warteten auf die weißen Leichenzüge der Parsen, die sich durch die Gänge des Gartens wanden.

Im indischen Teil der Stadt sammelten die Leute sich in einer Nebenstraße und verschwanden nach und nach hinter einer rotgestrichenen Tür.

Mehr und immer mehr kamen hinzu, es mußte etwas Besonderes im Gange sein, alle hatten das gleiche Ziel.

Erst gingen sie durch einen schmalen Gang, dann über einen freien Hof, und gelangten schließlich in ein großes Zimmer, durch dessen hochsitzende Fenster ein kühler Luftzug strömte.

Es war weiß von Menschen; auf langen Bänken saßen sie dicht zusammengedrängt, und ein Summen und Brummen erscholl ringsum. Alle trugen Turban, und nicht ein Europäer war zugegen, nur dunkle Gesichter, mit träumenden großen Kuhaugen, sinnlichem Mund, starkem Unterkiefer und runden, halbnackten

Schultern. Die Leute waren in feines Leinen gekleidet, in weißes, blaßrotes oder zitronengelbes und smaragdgrünes, doch nur Farben in hellen Tönen.

Am Ende des Saales war ein Rednerpult errichtet, es stand noch leer, darunter aber saßen an einem Tische einige Männer und schrieben.

Endlich war der Saal von Menschen, Kopf an Kopf, gefüllt. Ein gedrungener Mann erstieg das Rednerpult und klingelte mit einer Glocke.

Es war in einer der vielen geheimen Gesellschaften Indiens.

Und jetzt wurde geredet ... Man konnte nicht sagen, daß England sehr gut dabei wegkam. Das englische Joch lastet schwer auf den Schultern der Hindus. Wann würde der Tag kommen? Hatte man von dem politischen Mord in Kalkutta gehört, von dem General, der direkt aus London gekommen war, um nach Hause Bericht zu erstatten, und wichtige Papiere bei sich führte? Hier waren die Papiere, in seinem Bett gefunden. Hier der Telegrammcode. War jetzt nicht die Zeit gekommen?

Unten im Saal zwischen dicken, schwitzenden Hindus saßen Khadia und Prabaker und hörten zu; nicht das erste Mal nahmen sie an diesen Versammlungen teil, Khadias Verlangen nach Kampf, sein Wunsch, bei allem, was geschah, dabei zu sein, hatte ihn und infolgedessen auch seinen Freund in diese geheime Welt geführt. Er hatte viele Diskussionen mit dem Onkel gehabt, aber Bagwandas war, trotz seinem hier in Indien einzig dastehenden Liberalismus, nicht mitzubekommen, wenn es sich um Aufruhr gegen England handelte, denn Bagwandas bekämpfte nur das orthodoxe Indien; er liebte alte indische Sitten, hielt an Brahmas Lehre fest, aber an einer geläuterten Lehre, und war in Indien der Mann, der am tatkräftigsten

für die Befreiung der Frau eintrat, in einem andern Sinne, als die Suffragetten es in Europa taten. Für ihn war und blieb die Frau das schwache Geschlecht, das er liebte und beschützen wollte, und von diesem Standpunkt führte er seine Waffen vor allem gegen die veralteten Vorurteile, die die Witwen unterjochten. Witwen und junge Frauen, die von den Eltern zu einer Heirat gegen ihren Wunsch gezwungen wurden, hatten in seinem Hause eine Freistatt. Witwen, in Indien nur Objekte der Brutalität, genossen in seinem Bungalow in Giurgom das gleiche Recht wie andere Menschen. Aber weiter konnte und wollte er auch nicht gehen.

Khadia dagegen war längst darüber hinausgekommen, als über etwas Selbstverständliches, obwohl bigotte Vorurteile noch in keinem Tittelchen geändert waren. Er meinte wie alle Jungen, die nach dem Jahre neunzehnhundert geboren waren, daß man alles in Indien erst auf moderne Weise einrichten könne, wenn Indien ganz den Indern gehöre.

Weg mit dem Joch der Engländer!

Nieder mit den Rotgesichtern! Damit meinte man die rothäutigen Gesichter der Europäer, bei denen natürliche Sonnverbranntheit nicht die brennend rote Farbe abgelöst hatte, die blond- oder rothaarige Menschen meistens in den Tropen bekommen.

Khadia und Prabaker waren ganz Ohr, mit Spannung hörten sie auf jedes Wort, und oft flüsterten sie miteinander über irgend etwas.

Es sprachen meistens junge Menschen, aber einige Bejahrte kamen auch zu Wort.

Khadia hatte in der letzten Zeit an verschiedenen Versammlungen teilgenommen, und was gesagt wurde, war ihm nicht fremd, jetzt interessierte ihn mehr der Redner und dessen Persönlichkeit.

Plötzlich aber stand ein dunkler Jüngling oben auf der Tribüne. Er hatte einen wilden Blick, das Haar fiel unter dem Turban hervor. Er war knochig und sehr mager, aber die Stimme dröhnte bis in die fernsten Ecken, so daß alle im Saal ihn hörten, und was er sagte, war ganz neu, ganz fremd ihnen allen. Wer hatte es ihn gelehrt? Was meinte er eigentlich? Alte Leute wurden ängstlich, aber einzelnen Jungen siedete das Blut, und es war, als wüchsen ihnen Schwingen.

Auf allen andern Versammlungen war der Kampfruf „Indien für die Inder“ gewesen. Reich und Arm war zusammengekommen ohne Standesunterschied, man hatte sogar mit den Kasten gebrochen, hier in Indien etwas Unerhörtes, Unmögliches, aber dieser Mann stand völlig außerhalb des Programms. Wie hieß er nur? Wie war er hereingekommen? Alle waren doch durch diesen oder jenen eingeführt, wer hatte nur diesen kühnen Menschen mitgebracht?

Ein Spötter war er vom reinsten Wasser, er verhöhnte die Leute, verlachte sie, selbst die, die noch eben gesprochen hatten. War er verrückt? Woher nahm er den Mut? Man begann unruhig und ängstlich zu werden . . . Sollte er zu der andern Partei gehören? Aber so klang es auch nicht! Die Unruhe im Saal nahm zu, Rufe und Unterbrechungen häuften sich.

Da hob der junge Mann stolz den Kopf auf seinem Storchenhals und fragte mit klarer, sonorer Stimme die Versammlung, ob er nicht freigesinnte Menschen vor sich habe, ob das Wort nicht frei sei, ob er nicht gleich allen andern das aussprechen dürfe, was ihm am Herzen liege.

Man gab ihm wieder Erlaubnis zu sprechen, und hörte zu. Irgend etwas in seiner Stimme, irgend etwas

in seinem Wesen fesselte die Aufmerksamkeit; er war nicht mit gewöhnlichem Maß zu messen, und diesmal wählte er klug weniger satirische Wendungen und schlug lieber nicht so heftig drein wie vorher.

Er war Bolschewik.

Zum erstenmal hörte man diese neuen Gedanken und Ideen, hier, wo man doch stets freie Rede, freie Worte gehört hatte . . . ja, aber man war in Indien, in Asien, unter Menschen, die von Konservativismus umgeben waren, von verstockten, mittelalterlichen Vorurteilen, und die schon den Bruch mit alten Bräuchen und Sitten als Freisinn verwarfen.

Er sah auf alles herab, wofür sie bisher gekämpft hatten. In vielen Punkten war er freilich gleicher Meinung wie sie, er liebte die Europäer wahrlich nicht, aber er fand, daß diese guten Hindus nur zu recht hatten, sie kämpften um Selbstverständlichkeiten, der Kampf mußte an anderen Stellen einsetzen. Er wollte ebensosehr gegen gewisse Hindus in Indien wie gegen Europa kämpfen. Auch über Sozialismus war er hoch erhaben. Freilich verstand er die Ansprüche der Arbeiter gegen das Kapital, aber nun galt es nach seiner Meinung Kampf gegen alle, die obenauf waren, die etwas besaßen, die unterdrückten . . . Gab es hier in Indien nicht schlimmere Tyrannen als die Europäer? Hatten sie nicht Europa vieles zu danken, und konnte nicht Europa vieles hier in Indien lernen? „Wir sind doch alle Menschen, wir sind nackt geboren, alle hier auf dieser Erde sind gleich geboren, und wenn wir sterben, sind wir Kadaver und werden wieder zu Erde. Die Zeit, die wir in diesem Dasein erleben, sollen wir so gut wie möglich nützen und uns nicht von Kasten oder Kapitalisten unterdrücken lassen!“

Einzelne jauchzten ihm begeistert Beifall zu, aber bald loderte der Saal in brennendem Zorn auf

und der Mann wurde von der Tribüne heruntergerissen.

Khadia und Prabaker gingen ihres Weges.

Khadia wollte hinaus, fort, mit Prabaker die Gedanken tauschen, die diese neuen Ideen in ihm geweckt hatten.

Sie bogen in eine Allee ein und setzten sich auf eine Bank. Das Licht einer Laterne zeichnete den Schatten der Zweige genau auf den hellen Wegen ab, es roch nach Staub, und Insekten summten und schwirrten um das Licht. Hinter den Bäumen hörten sie das ferne Plätschern der Wellen gegen den Strand.

Hier war außer ihnen kein Mensch, hier konnten sie in Frieden sitzen und sich aussprechen. Khadia sprach am meisten. Waren es nicht gerade diese Gedanken, die er nur nicht hatte ausdrücken können, verstand er sie nicht deshalb so gut? Seine Wangen brannten und die Stimme überschlug sich, er war so eifrig, daß ihm die Zähne im Munde klapperten, wenn er sprach.

Prabaker hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen, hörte mit einer Sympathie zu, die blitzartig in seinen träumenden Augen aufleuchtete.

Da saßen sie, der schlanke, magere Khadia, dünn, geschmeidig, und mit schönen Bewegungen. Daneben Prabaker, rund und kräftig, ruhevoll und in strahlender Stimmung, bereit zu allem, wenn es nur Leben war.

„Es ist soviel Wahres in dem, was er sagte," ließ Khadia sich vernehmen. Er sprach so menschlich. Glaubst du, Prabaker, sie haben auch nur die Hälfte von dem verstanden, was er sagte?"

„Ich weiß es nicht, aber viele Alte werden da nicht mitgehen," erwiderte Prabaker und zündete sich seinen Zigarettenstummel an, der ausgegangen war.

„Wie soll das enden, wenn man so anfängt, wie er will?“ sagte Khadia. „Hindus sind und bleiben Hindus, die Sudras werden sie immer als etwas Geringeres ansehen, so freisinnig sie auch sein mögen. — Aber hast du seine Worte gehört, Prabaker, ich werde sie nie vergessen: wir sind alle nackt geboren, und Kadaver werden wir. Werden zu Erde, aus der wir gekommen sind. . . .“

Khadia blickte auf die Schatten der vom Winde bewegten Palmenblätter nieder, die wie Silhouetten auf dem Wege tanzten. Lange saßen sie zusammen und sprachen, ehe sie nach Hause gingen.

FATMA

SIE saßen bei dem Pfefferhändler, Achmed, Said und Willy Wood. Sie hatten eben gegessen, tranken jetzt Kaffee und sprachen über Pferde; am selben Tage war Markt gewesen, sie hatten die Tiere bewundert, die Preise erfragt und sich den ganzen Morgen auf diese Weise vergnügt. Der Pfefferhändler war mit einer Karawane unterwegs und wurde erst in einigen Monaten zurückerwartet.

„Lauf hin und kaufe ein paar Zigaretten, Achmed, dann hole ich unterdes das Brettspiel und die Figuren,“ sagte Said, und gleich darauf war Wood allein. . . Fatma ließ nicht auf sich warten, behend schlüpfte sie herein, und Willy hielt sie wieder fest.

„Wollen wir uns nicht im Garten treffen? Wann kannst du kommen, Fatma?“

„Morgen nach Sonnenuntergang komme ich,“ flüsterte Fatma, „komm in den Garten!“ Mehr konnte sie nicht sagen, schnell schlüpfte sie wieder hinaus, und gleich darauf hörte Wood Said kommen.

Sie setzten sich zum Spiel und rauchten. Aber Woods Gedanken waren fern, und ein ums andere Mal verlor er; er dachte an Fatma, das indische Mädchen, das ihn so ganz bezaubert hatte, daß er sich selbst nicht wiedererkannte. Fatma . . . sang es in ihm. . . .

Wood hatte schon oft den Garten des Pfefferhändlers gesehen, Said und Achmed waren mit ihm draußen gewesen.

Nach Sonnenuntergang bestieg er am Tage nach diesem Zusammentreffen mit Fatma die Straßenbahn und fuhr bis zur Endstation, dann ging er das letzte Stück, aber nicht direkt, machte vielmehr einen Umweg an einem Teich vorbei, damit er sicher war, daß keiner ihm folgte.

Die Frösche quakten und Grashüpfer zischelten ihr ewiges Konzert, die Sterne standen klar und groß am Himmel, besonders der Sirius war riesengroß an diesem Abend, seine Scheibe funkelte und leuchtete mit einer geradezu märchenhaften Kraft. Die Luft war dick von Feuchtigkeit, aber doch lau, fast warm, der Weg roch nach Staub, und das Gehen in dem mehligen Boden war beschwerlich. Die Feuerfliegen leuchteten, und aus einzelnen Gärten zog ein süßer Duft von Lilien und Zimt über die Wälle herüber.

Wood war in einen Feldweg eingebogen. Der Mond stand tief am Himmel, grell und leuchtend, wie eine Riesenorange. Es war, als hielte ihn die Erde fest, nur zögernd schien er sich von ihr zu lösen. . . . Unter einem Mango erklang das Flötenspiel eines Knaben, süß und lockend perlten die Tonleitern. Der Pfad war weich und schwankend wie Torfmoor und führte geradeaus direkt auf den Garten zu, der dem Pfefferhändler gehörte. Am Garten setzte Wood sich auf eine Art Zauntritt und wartete. . . . Tödlich langsam verging die Zeit. . . . Ob sie kommen würde? Konnte sie von daheim wegschlüpfen? Es war ja freilich eine mohammedanische und keine Hindufamilie, aber eingeschlossen lebte sie trotzdem. Jetzt wollte er noch eine Stunde warten, aber dann nicht länger,

dann mußte es genug sein. Zweiundzwanzig Palmen standen in dieser Reihe und sieben Mangobäume. Der größte trug eine breite, mächtige Krone. Am Tage mochte er herrlichen Schatten geben. . . . Die Zeit verging, aber als die Stunde um war, blieb Wood doch noch sitzen. . . . Fatma, schöne kleine Fatma, wärst du nur hier, wüßtest du, wie ich mich sehne, so würdest du gleich kommen und dich hier unter dem großen Mango ausruhen.

Da kam jemand.

Endlich war Fatma da, entschlüpft, über das Dach geklettert, im Nachbarhause die Treppen hinuntergeschlichen und durch eine Hintertür hinausgeeilt.

Wood hielt sie in seinen Armen . . . nicht ein Wort konnte er sagen, und weich und warm schmiegte das Mädchen sich an ihn. Ihre Herzen schlugen den gleichen brausenden Takt, das Blut jagte ihnen heiß durch die Adern, und es war, als ob alle Sterne stärker leuchteten und kräftiger funkelten als vorher.

Sie saßen auf der Holzbank unter dem Mango, noch immer zirpten die Grashüpfer, Frösche quakten und süßer Blumenduft wehte sacht zu ihnen herüber; die Nacht war warm und weich und Feuerfliegen tanzten in der Luft um das junge Paar.

„Fatma, du und ich, wir sind eins, kleine Fatma, keine ist wie du und küßt wie du; was bin ich ohne dich. . . .“

Und in seinem Arm sah Fatma zum Licht empor, die Beine streckte sie vor, daß die Ringe an den Füßen klirrten.

Da kam wieder jemand auf dem Pfade daher. Still wie Mäuse saßen sie. Es war ein alter Mann mit einem Korb, aber er bog in einen Seitenweg und war gleich wieder verschwunden. Fatmas Herz hatte wie das Herz eines Vögelchens geschlagen.

Dann lehnte sie sich ruhig wieder an Wood, und um den Mund spielte ein Lächeln voll Süße und Glück.

Wie lange sie im Garten geblieben waren, merkten sie erst, als sie an die Haltestelle kamen und sahen, daß die Straßenbahnen längst nicht mehr fuhren; da trabten sie zurück nach Kalkutta, durch den dicken, mehligen Staub, der widrig nach Kehricht roch; die Hunde kläfften in den Häusern, an denen sie vorbeikamen, und auf offenen Veranden vor weißen Mauern lagen Männer in weiße Tücher gehüllt und schliefen. Hier und da wachte einer auf, erhob sich, reckte die Glieder und schaute ihnen nach.

Wood war in Hindukleidern, so fiel er nicht auf, und sie, nun sie mochte eine gemeine Mohammedanerdirne sein, die sich zur Nachtzeit, wenn andere im ersten süßen Schlaf lagen, auf den Straßen herumtrieb. Eine Hindufrau konnte es auf keinen Fall sein, das würde die Kaste nicht dulden.

Von einer Moschee klang laut und deutlich die Stimme eines Muselmanns: Allah il Allah rasu ila la, Muhamed rasu ila la. . . .

Dann bogen sie in engere Gassen ein und verschwanden zwischen hohen, fensterlosen Häusern.

Am Himmel aber stand jetzt der Mond hoch oben im Zenith als eine kleine, feste, mattweiße Scheibe; die Leute schliefen ruhig, und in der Hindustadt schlichen räudige Hunde an den Häuserreihen entlang, blieben jeden Augenblick stehen und schnüffelten. Erstickende Dünste, undefinierbare Gerüche stiegen auf, die Blätter einzelner Palmen rauschten und Feuerfliegen tanzten im Schatten der Veranden.

DER AUFRUHR

AUFRUHR überall in Europa; die Welt ist aus den Fugen, sagten alte Menschen, und auch hier in Indien ging alles drunter und drüber. Wie sollte man dies kochende Chaos verstehen? Jetzt war auch in Bombay, in Kalkutta und unten in Madras Aufruhr ausgebrochen, und ein englischer General hatte auf die Leute schießen lassen, mehrere waren getötet worden. — Es schwelte in ganz Indien, es war, als hätten die Engländer ihr Prestige verloren und als seien sie nicht mehr so sicher wie früher. Die indischen Zeitungen schlugen einen kühneren Ton an und die englischen Blätter waren einsilbig.

Das Militär stand in Bereitschaft, aber die Telegramme aus London trafen mit Verspätung ein, man wollte Order vom Hauptquartier haben, ehe man losschlug. Jeden Augenblick wurde der Code gewechselt, und Markonitelegramme durchkreuzten die Luft. In China war es wieder mit den Boxern zu blutigen Zusammenstößen gekommen. Japan saß ruhig da, auf Beute wartend, bereit, die chinesischen Angelegenheiten zu ordnen. Die Vereinigten Staaten verhielten sich stumm, aber die Börse in New York war gespannt, und von dieser Seite konnte man auf manches gefaßt sein.

Nur auf der südlichen Halbkugel, in Südafrika, herrschten natürliche und verhältnismäßig ruhige Zu-

stände; man war mit all den neuen Bahnen, Dampferlinien, Grubengesellschaften beschäftigt, die mit voller Kraft gestartet wurden. Für Peru und Ecuador waren gute Zeiten gekommen, täglich wuchs der Wohlstand dieser Länder, reiche Quellen erschlossen sich, und es gab einen allgemeinen ökonomischen Aufschwung, nicht nur für Weiße, sondern auch für die Indianer. Der Lohn stieg, die Eingeborenen verdienten mehr als früher, und so arbeiteten sie, zum Vorteil für das spanisch sprechende Amerika, jetzt auch fleißiger als ehedem.

Aber nicht nur in Indiens Großstädten, auch an vielen andern Orten gärte es. In Städten von hunderttausend Einwohnern, Städten, die im Lande zerstreut liegen, Städten, die das wirkliche Indien sind, erwachte ein neuer Geist. „Indien für uns Inder!“ war jetzt das Schlagwort in den Basaren. Früher hatte man es nur zu flüstern gewagt, heute hörte man es offen am hellen, lichten Tage.

Natürlich suchten bedächtige Menschen zur Ruhe zu mahnen, alte Leute und reiche Kaufleute wollten wohl sich und die Ihren schützen und waren grundsätzlich gegen alles Neue. Es ging ihnen ja so gut, sie konnten es nicht besser haben, selbst der Krieg in Europa hatte ihren Wohlstand erhöht. „Wir wollen zu den Engländern halten,“ sagten sie, und ihre eigene Familie, ihre Gläubiger und Leute, die abhängig von ihnen waren, gaben ihnen recht.

Aber das junge, neue Indien sträubte die Federn, hob die Schwingen, versuchte zu fliegen, und entdeckte, daß seine Flügel gewachsen waren. Jetzt konnte es sich in die Lüfte erheben und andere überflügeln, freilich: noch war es ja nicht geübt, es ermüdete rasch, aber fliegen konnte es und wußte, daß es fliegen konnte.

Khadia war hingerissen.

Jetzt mußte er selber dabei sein und seine Gedanken äußern, er mußte sprechen.

Er war verwegen, er war schön und kühn genug, vorzutreten und seine innerste Meinung zu sagen, das zu sagen, was die andern verstehen konnten, und er hatte schon von mancher Tribüne Worte hinausgeschleudert, krasse, dreiste, wilde, neue, junge Worte, ähnlich denen, die er an jenem Abend auf der geheimen Versammlung in Bombay gehört hatte. Und doch waren es seine eigenen Worte, denn alles, was er erlebt, erlitten und bekämpft, war allmählich zu Gedanken gereift, so stark, daß es ihm die natürlichste Sache von der Welt schien, vor Hunderten von Menschen zu stehen und ihnen gleichsam ein neues, leuchtendes Dasein vorzuzaubern, ihnen bessere Zeiten und eine freiere Existenz zu verheißen. Er war zum Redner geworden.

Aber er trug seine Ideen immer irgendwie verhüllt vor, mehr erzählend als aufreizend, und erreichte auf diese Weise mehr als die andern.

Hinter seinen brennenden Worten lag der Haß. Er haßte den Guri, den priesterlichen Küster Indiens, er haßte den Hindu, der auf seine Kaste hielt, haßte die besitzende Oberklasse, haßte den Engländer, der auf den Inder herabsah, haßte alle, die aus Hochmut, dummer Gewohnheit oder einfacher Habsucht andere Menschen unterdrückten und sie dann verachteten.

Wenn Khadia sprach, leuchteten seine Augen, die Stimme vibrierte, und mit tönender Kraft schleuderte er seine Worte heraus, Worte, die den Nagel auf den Kopf trafen.

Als er zum erstenmal ein Rednerpult betreten, hatte das Herz ihm im Halse geschlagen, er hatte sich auf die Lippen gebissen, um nur ein einziges Wort heraus-

zubringen; aber plötzlich entdeckte er, daß er, wenn er sprach, ja nicht allein war; er war nicht ein Mensch, den alle anglotzten und kritisierten, er stand auf wunderbare Weise mit vielen unter ihnen im Kontakt, es war, als sei er mit Hunderten von Menschen zugleich unter vier Augen. Und von diesem Augenblick an war alle Verlegenheit wie weggeblasen.

Khadia konnte sprechen, aber die Leute vermißten doch die Propaganda, es gab bessere Redner als Khadia, junge Menschen, die kräftig dreinschlugen, theatralische Effekte nicht scheuten oder dem Feinde auch allerlei unwahre Geschichten andichteten. Das konnte Khadia nicht, das lag ihm so fern, ihm gings nur um die Sache, die Idee.

Aber jetzt war in Indien genug gesprochen, man wollte keine Worte mehr, jetzt kam es darauf an, zu handeln. Man war überall zur gleichen Zeit bereit, wochenlang hatte es geschwelt, und eines schönen Tages brach es dann los.

In Kalkutta und in Bombay, in Madras und in vielen andern Großstädten begann der Aufruhr am gleichen Tage. Die Truppen wurden zusammengezogen, Straßenkämpfe waren plötzlich an der Tagesordnung, und Kanonen und Maschinengewehre donnerten und krachten in den bevölkertsten Stadtvierteln. Die Engländer schossen ohne Unterschied alles nieder, und die Hindus gingen mit krummem Hals drauflos; waren sie einmal aus ihrem Traumzustand aufgewacht, so waren sie viel verwegener und grausamer als irgendein Europäer.

Die Straßen waren verbarrikadiert, Häuser standen in Brand, Leute flüchteten aus den Städten und aller Zugverkehr stockte. Der Telegraph war unterbrochen, selbst die Seekabel waren durchschnitten, und auf

irgendeine Weise waren die großen drahtlosen Stationen völlig lahmgelegt. Die Apparate waren zerstört.

Es war unverkennbar: jetzt hatten die Hindus England im Stich gelassen; in Europa war zu laut von dem Selbstbestimmungsrecht jedes Landes gesprochen worden; jetzt war auch Indiens Zeit gekommen.

Hoch aus dem Norden strömten immer neue Menschen nach dem Süden und raubten und sengten, wo sie nur konnten, allen Engländern war der Tod gewiß. Das Feuer breitete sich über das Land aus; Soldaten wurden ihrem Fahneneid untreu und folgten den vorwärtsstürmenden Massen der Aufrührer. Ueberall schlossen sich ihnen die Leute an, die jungen Menschen, die zu diesen wandernden Massen stießen, folgten ihnen, während die alten sich in Gärten und Feldern oder in Kellern, Tempeln und Höfen verkrochen; waren die Haufen weitergezogen, so kamen sie wieder hervor, verschüchtert, neugierig, und fanden ihre Häuser geplündert und die Vorratskammern leer. Eine schöne Freiheit! schalten sie. Waren das die neuen Zeiten, die Indien erlösen sollten?

Aber wo Holz gehauen wird, gibt es Splitter!

Es war wie im rohesten Mittelalter oder als sei die Zeit der Völkerwanderung zurückgekehrt, und doch, durch all dieses Morden und Rauben zog sich ein roter Faden: der Kampf um Indien, Indien für die Inder, so, wie es oft schon geheißen hatte: China für die Chinesen, oder: Asien für die Asiaten.

Worte sind Worte; einmal ausgesprochen, liegen sie und schwelen, entwickeln sich, gären. Werden sie auch nicht immer sogleich verstanden, so muß ihre Zeit doch einmal kommen; das Wort ist lebendig, das Wort hat Macht, das Wort befruchtet, erneut, zeugt und schafft, und ist es endlich von allen als etwas

ganz Natürliches verstanden, als etwas Selbstverständliches, so wird es zu einem Satz geformt, und erstarrt zu einem verwitterten Sprichwort, und dann begreift man nicht mehr, daß es einst vor langer, langer Zeit Aufruhr war, dies Wort nur auszusprechen.

Khadia war zu dieser Zeit in Bombay, und Prabaker hielt sich in der gleichen Stadt auf. Anfangs waren sie unglücklicherweise durch Maschinengewehre und einen breiten Boulevard voneinander getrennt und jeder glaubte den andern tot, aber bei einem wütenden Kampf in einem angrenzenden Stadtviertel kamen sie durch einen Zufall wieder zusammen.

„Khadia!“ rief Prabaker.

„Niederlegen!“ schrie im selben Augenblick Khadia.

Sie warfen sich zu Boden, die Maschinengewehre lachten . . . die Straßen wurden reingefegt. Prabaker und Khadia krochen auf dem Bauch auf eine Tür zu. Khadia zeigte einen Riß im Aermel und streifte ihn auf. Der Arm war getroffen, Streifschuß, die Jacke zerrissen, die Haut abgeschrammt. Das Blut floß.

Prabaker riß seinen Kaftan in Streifen und verband Khadia.

Auf der Straße heulten und stöhnten Leute, Getötete und Verwundete lagen in langen Streifen auf dem Boulevard. In den nächsten Straßen wurde noch immer geschossen.

Aber Prabaker war untröstlich. Er glaubte, Khadia müsse sterben, trotz allen Beteuerungen Khadias, daß er gar keine Schmerzen habe.

Am dritten Tage nach Ausbruch der Revolution war wieder Ruhe und Ordnung in den großen Städten, die Engländer hatten gesiegt, die Gefängnisse waren überfüllt und die Gefangenen wurden wie Hunde niedergeschossen.

In Kalkutta hatten Wood und Ulster mit Flugzeugen manövriert, das Hauptquartier mit den Regimentern in Verbindung gehalten, Nachrichten übermittelt und rekognosziert.

Willy Wood ahnte nicht, daß Khadia und Prabaker in Bombay während der Revolution in Gefahr gewesen waren.

DIE WÜSTE

DIE Gegend ist ganz trocken. Es hat länger als ein halbes Jahr nicht geregnet, wird es überhaupt je wieder regnen? Aber die Pflanzen halten sich doch. Die Bäume — wenn man die niedrigen, buschartigen Pflanzen, die an den Häusern stehen, so nennen kann — haben grüne Stämme mit feinen, hellen, dornenbesetzten Zweigen und winzigen lederartigen Blättern. Sie werden jeden Tag begossen, sonst wären sie wohl zu Mumien vertrocknet.

Der Boden ist sandig und gelb, an manchen Stellen ist er lehmig und in viereckige Quadern gespalten, so daß er wie getäfelter Fußboden aussieht.

Die Wärme ist wohltuend, wenn man Hitze liebt; eine trockene, intensive Glut, daß man schwitzt und doch trocken ist. Denn alle Gegenden nördlich des vierzigsten Grades sind mehr oder minder feucht im Verhältnis zu den Wüsten der heißen Zonen. Trocken ist es nur in der Wüste, eine absolute Trockenheit, eine Dürre, daß Sechzigjährige sich wieder jung fühlen. Kommt man in die Jahre, so sollte man spornstreichs in heiße Zonen mit trockener Luft reisen und in fußtrockenen Gegenden ohne Morast leben.

Aber in dieser Oase gibt es auch Bäume mit großen gefiederten Blättern, die grün sind von reichlichem Wasser, wunderbar erfrischend zwischen all dem gelben Sand und grauen Lehm.

Irgend etwas liegt in der Oase, was den Menschen entflammt. Wer auch zu ihr kommt — sie erfüllt ihn mit Lebenslust.

Das ist wohl die trockene Luft.

Vielleicht.

Trockene Luft saugt wie Löschpapier. Trockene Luft tut Wunder. Trockene Luft ist eine Lebensquelle. Sie verjüngt um Jahre, um zehn Jahre. Sie macht jung!

Auf der Erde gibt es viele Möglichkeiten, die wir noch nicht kennen, weil wir nicht alles gewagt haben. Wir sind feig. Können wir dafür? Wir sind ja nur feig aus Unwissenheit; kennten wir das Beste, das Allerbeste, würden wir dann zögern?

Eine heiße Brise strich zur Mittagszeit über die Kronen der grünen Bäume, die Sonne stand blank im Zenith und der Horizont zitterte in vibrierenden Wärmewellen. Jetzt war es wirklich warm in der Oase. Die Leute blieben im Hause und hielten Siesta unter den schwingenden Punkas.

Ulster wohnte in einem kleinen Hotel, einer Art Krug. Oft kam lange Zeit kein Gast. Ein früherer Sergeant, ein Engländer, war der Besitzer.

Ulster hatte dort einen Monat gewohnt, um Flugmaschinen auszuprobieren und junge Leute im Fliegen zu unterrichten. Die Arbeit ging gut von der Hand; die Maschinen kamen in einzelnen Teilen aus England und wurden hier zusammengesetzt.

Das Hotel war merkwürdigerweise augenblicklich voll von Gästen, so voll, daß man auf dem Hof Zelte hatte aufschlagen müssen.

Das größte Zimmer war überfüllt, und da lagen alle diese jungen Menschen, ganz oder halbnackt, sie lagen

in langen Liegestühlen lesend oder schlummernd. An der Decke bewegten sich die Flügel der Punkas. Das Rad kreischte fürchterlich. Draußen im Schatten stand der Punkaknabe und zog die Schnur an oder ließ sie nach, so daß sie von selber wieder zurückglitt. Fliegen krabbelten ihm auf Händen und Armen. Auf Turban und Kaftan saßen sie in dichten Trauben oder krochen langsam aneinander vorbei. Es roch brenzlig von der Winde, und ganz in der Nähe hörte er hinter den Häusern ein lebhaftes Plätschern von rinnendem Wasser, das zu den Beeten im Garten niederlief.

Ulster war seit Monaten in voller Tätigkeit. Der Aufruhr war längst vorüber, ein englischer General hatte seinen Abschied bekommen, derselbe, der auf das Volk hatte schießen lassen. Es mußte ein Exempel statuiert werden.

In London war man gezwungen, auf andere Parteien im Parlament zu hören. Es hatte sich in neuester Zeit so vieles geändert. Aber der Tod des Marquis von Salisbury war noch immer unaufgeklärt.

Oberst Hamilton war am besten unterrichtet, er schrieb: „Es ist kein Zweifel, daß hier ein Mord vorliegt, allerdings läßt er sich nicht nachweisen, denn es liegen keine greifbaren Indizien vor.“

Ulster war wie alle andern von dem Aufruhr erfüllt, und jetzt war er in eine Oase ganz oben im westlichen Indien gegangen und arbeitete mit den Fäusten wie ein Schmied.

Es war ein schöner Nachmittag. Die Sonnenstrahlen fielen schräg, und alle Männer saßen träge vor den Häusern in Liegestühlen. Alles um sie her war gelb, war jetzt gegen Abend in noch gelberes Licht ge-

taucht als am Tage. Die Luft war wohl noch heiß, aber doch kühler als am Mittag. Sie blickten auf ein Beet zu ihren Füßen und beobachteten das Wasser, das darauf niederströmte; große Wassermelonen lagen auf Steinen, noch waren sie über dem Wasser, das langsam zu ihnen emporstieg.

Die Fliegen plagten die Männer entsetzlich; wenn sie die Insekten von den Armen strichen, waren sie sofort wieder da. Die Hähne hatten angefangen zu krähen, auf dem Hof hinter dem Hause. Draußen auf der breiten Straße spielten Kinder.

Plötzlich steht Ulster auf, geht ins Haus und erscheint schnell wieder mit einem Fernstecher. Er stellt ihn in südöstlicher Richtung ein. „Seht!“ ruft er, und sofort sind alle auf den Beinen.

Draußen an der Kimming, in Haushöhe über der Erde, sah man etwas Helles, Gelbliches, das fast mit dem Himmel verschwamm, bisweilen unsichtbar wurde, aber dann wieder erschien. Es gehörte ein so geübtes Auge wie das Ulsters dazu, um überhaupt etwas zu entdecken. Allerdings hatte Ulster auch wie nach einer Offenbarung nach dieser Richtung ausgespäht; und nun war die Flugmaschine da, Willy Woods Flugzeug!

Deutlicher und immer deutlicher, größer und immer größer wurde es, und jetzt hörte man schwach das ferne Surren der Propeller, das wie das Summen eines Brummers klang, der sich in einer Fliegenglocke gefangen hat.

Immer deutlicher wurde die Maschine und das Surren immer kräftiger . . . Männer und Kinder starrten nach der gleichen Richtung.

Wood landete in schönem Gleitflug sicher und zielbewußt hinter den letzten Häusern. Und große Freude entstand. Jetzt sollte gefeiert werden, ein Mittagessen

mit Cocktail und vielen Gängen. In aller Eile wurden die Befehle erteilt, und der Koch und die Eingeborenen, die in der Küche halfen, waren in fieberhafter Bewegung. Eckig und knochig, aber trotz Schweiß und Schmutz elegant, stand Wood da, ruhig atmend; ein Bein war eingeschlafen und mußte gestreckt werden. Es war ein schweres Stück gewesen, namentlich in den letzten Stunden; aber einerlei, jetzt war er ja hier! „Ein herrlicher Landungsplatz, da hast du wirklich recht, Ulster," sagte er und lächelte wie ein Knabe. „Ein Gruß von Hamiltons, sonst nichts Neues," fuhr er fort, während er die Fliegermütze abschnallte, „alles wohlauf, habe Briefe und Zeitungen mit, sie liegen oben im Sack. Du hast wohl ein Bad bereit und dann etwas reine Wäsche."

Um die große, moderne Maschine strömten die jungen Menschen zusammen, dicht gedrängt standen sie, um Wood die Hand zu drücken, oder machten sich daran, alles zu studieren, was an diesem Flugzeugtyp anders war als an ihrem eigenen.

Da ging plötzlich die Sonne unter, die Erde schob sich vor ihre mächtige rote Scheibe, und gleich darauf standen Sterne als matte, bebende Punkte am dunklen Himmel.

Beim Essen saßen die jungen Leute an einer langen Tafel beisammen, hellgekleidete Inder gingen aus und ein, und das Essen dampfte in großen Schüsseln. Wein blinkte in Gläsern, und ein breites Lächeln leuchtete aus jungen Gesichtern. In Weiß gekleidet, in reinen frischgestärkten Anzügen saßen sie an dem weißen Tischtuch und sprachen von allerlei Neuigkeiten aus andern Ländern, vom Fliegen und von Flugzeugen. Die Punkas schaukelten. Die kleinen Gekkos oben an der Decke waren von dem blendenden Licht der Lampen hypnotisiert. Lau war die Luft, die Türen standen weit

offen. Man speiste, von einer angenehmen Brise umfächelt.

„Weißt du, daß sie den Mörder des Generals Salisbury gefaßt haben?“ sagte Wood. „Es war ein Hinduknabe, ein Kind noch; er wird in der nächsten Woche abgeurteilt werden.

Dann erzählte Wood von der Entdeckung: eine Fußspur draußen im Garten hatte den Verdacht auf ihn gelenkt, und dann wußte dieser und jener Hindu allerlei zu erzählen. Nun, da die Revolution fehlgeschlagen war, meldeten sich so viele Hindus, die etwas zu berichten hatten; sie mußten sich ja wieder einschmeicheln, um etwas zu erreichen und sich bei den Engländern beliebt zu machen.

Nach Tisch erquickte man sich in Liegestühlen mit Whisky und gekühltem Wasser aus Leinwandsäcken, die im Luftzug schaukelten.

„Neulich kreuzten wir über Tharr,“ erzählte Ulster, „am Montag flogen wir über die Wüste bei Bikanir südwärts nach den Salzsümpfen bei Rann, ganz bis an die Bucht. Da trafen wir eine Jagdgesellschaft, die aus Cudscherat kam und Tiger geschossen hatte.“

In der weichen, warmen Nacht ruhten sie aus, sprachen, tranken und rauchten, während immerfort die Diener um sie beschäftigt waren.

Die Sterne glitten ruhig am Himmel dahin und leuchteten mächtiger und stärker als sonst irgendwo in Indien, hier, wo die trockene Wüstenluft sie als kleine Scheiben in dem dunklen Blau erscheinen läßt.

RUPSUNDARI

Es war die Zeit der Dürre. Alles Grün ließ den Kopf hängen. Die zerschlissenen Blätter der Bananenstauden und die Wipfel der Palmen waren von der Sonne versengt und grau von Staub.

In den Gärten der Parsen in Giurgom vergilbten die Rasenflächen und der Boden wurde brüchig, man konnte ihn nicht mehr begießen. Auf den Bergen nach Malabar Hill und den Türmen des Schweigens sah man Tag für Tag Leichenzüge. Unheimlich kreisten die Geier über den Gärten oder saßen, mit den Flügeln schlagend, in den Wipfeln der Palmen und warteten auf ihr Leichenmahl. Man behauptete, es seien zu dieser Zeit Menschenfinger in den Straßen zu finden, Finger, die diese gierigen Aasräuber hätten fallen lassen.

Die Luft war heiß, schwer von Staub, und die Wege stanken schlimmer als sonst.

Khadia dachte nicht an die Jahreszeit. Zeit existierte überhaupt nicht für ihn, während er zu seinem Onkel hinausfuhr, schläfrig unter dem Zeltdach eines der einheimischen Wagen sitzend, der bedächtig dahinrollte. Er war lange nicht mehr draußen gewesen.

Nicht weil er sich in Giurgom langweilte; er war im Gegenteil unbeschreiblich gern draußen. Es war eine Freude, das junge Mädchen, Rupsundari, nur zu sehen, aber die Revolution und die politischen Versammlungen

hatten seine Zeit verschlungen, und dann hatte er sich auch Geld für seinen Lebensunterhalt beschaffen müssen. Eine feste Stellung wollte er nicht annehmen, davon hatte er genug; er erinnerte sich noch seiner Tätigkeit im Sanitätsdienst, als er arg in die Klemme gekommen war. Als Angestellter der Engländer mußte er die Hindus kontrollieren, die über ihn herfielen, wenn er sie anzeigte oder ihre Waren als unhygienisch konfiszieren ließ. Aber entwischten die Eingeborenen, so saßen ihm die Engländer im Nacken, und das war dann auch nicht angenehm.

Nein, jetzt wollte er nur Gelegenheitsarbeit tun, gegen Stunden-, oder zur Not gegen Tagelohn, entweder als Korrespondent oder als Buchhalter. Auf Buchführung verstand er sich und Briefe gingen ihm gut von der Hand, englische wie auch hindustanische oder in einem anderen indischen Dialekt geschriebene. Auf seinen zahlreichen Reisen und Wanderungen durch Indien war er allmählich sehr sprachkundig geworden.

Jetzt war er gut gekleidet, trug ein helles, leichtes Gewand und ein mächtiger, flaschengrüner Turban war auf eigentümlich flotte Art um seinen Kopf geschlungen. Meistens trug er eine dünne Reitpeitsche in der Hand, eine Gewohnheit aus den Tagen beim Sanitätsamt. Aber wenn Khadia leicht und elastisch eine der großen Alleen entlang kam, wandten die Frauen sich nach ihm um, und auch er wußte seine Augen gut zu gebrauchen; es lag etwas Abenteuerliches schon in der Art, wie er federnd ging und beim Gruße die Hand an Stirn und Brust legte.

Der Wagen hielt vor dem Bungalow. Bagwandas war noch nicht zu Hause, aber unten im Park traf er seinen Vetter Ali. Ali Bagwandas, der mit hochgezogenen und verkreuzten Beinen in einer offenen Laube auf einer breiten Bank saß.

Ali war sehr mager geworden, seit Khadia ihn nicht gesehen hatte. Er war schwer krank gewesen, jetzt aber wieder gesund, nur hatte er seinen Umfang noch nicht wieder erlangt. Er war in eins der großen Geschäfte des Vaters eingetreten und Leiter einer ganzen Abteilung geworden; er verkaufte Seide, Seide aus Schanghai wie auch die gewöhnliche, von Hindus gewebte aus den eigenen Fabriken Indiens.

Von fern schon grüßte er Khadia und gab rasch einem der Diener Befehl, Tee zu bringen.

„Wo kommst du her, Khadia?“ fragte er, als sie rauchend nebeneinander saßen.

„Ich war aufs Land gereist für einen Kaufmann,“ erzählte Khadia, „um Obst zu kaufen, einen größeren Posten, der allmählich hereingeschickt werden sollte, je nachdem die Früchte reif wurden. Aber wie geht es dir, Ali?“

Ali lachte. „Ja, siehst du, Khadia, mir geht es eigentlich großartig, ich verdiene Geld genug, aber freilich nicht so viel wie du. Wie fängst du es eigentlich an? Bist du ein Auserwählter? Alles erlebst du, während ein anderer sich schindet und quält.“ Ali sprach staccato, rieb sich die Beine und stieß den Rauch durch die Nase. Eine Zigarette nach der anderen verwandelte sich in Asche. Den Tee tranken sie heiß und aßen Weißbrot mit kadmiumgelber, ranziger Butter. Der Wind raschelte in dürren Palmblättern und hoch oben in der kobaltblauen Luft kreisten die Geier.

„Du hast es gut, Ali,“ sagte Khadia nicht ohne Neid. „Du weißt es nur selber nicht; eine hübsche Frau, zwei Kinder, nicht wahr? und dann Geld wie Heu. Nicht, daß ich dich beneide,“ fügte er hinzu, und die Stimme überschlug sich, so daß die Vokale doppeltönig wurden, „aber du verdienst es nicht immer.“

„O doch, ich verdiene doch alles selbst," lächelte Ali.

„Gewiß, dein Geld verdienst du Dummkopf," lachte Khadia. „Aber es ist dir doch alles leicht gelungen, während wir andern uns plagen müssen, unser täglich Brot zu beschaffen."

„Brauchst du Geld, Khadia?" fragte Ali und sah mit einem Seitenblick auf Khadias Beine, die nervös zuckten.

Aber Khadia war hoch erhaben darüber, Geld zu leihen, glücklicherweise, denn er konnte verzichten. Und es war immerhin ein Standpunkt, sich mit Wenigem zu begnügen und doch glücklich zu sein. Wenigstens war das seine Ansicht.

Er lachte nur über Ali.

Aber er hatte ihn in gewisser Weise doch gern; sie kannten sich ja von Kindesbeinen an. Er fand aber an Ali nichts Besonderes. Geld spielte wohl eine zu große Rolle für ihn, überhaupt der Besitz, das Kaufen und Aufsparen, all das, was Khadia längst hinter sich gelassen hatte.

Nicht *besitzen*, aber durch die Beherrschung alles sich anzueignen, das war Khadias Idee.

„Wohnt Rupsundari noch immer hier?" fragte er nach einer Weile scheinbar gleichgültig, aber sein Tonfall verriet sein Interesse. Ali merkte es nicht, er mußte auf alles erst hingewiesen werden.

„Ja, sie ist noch hier," sagte er, „sie ist sehr hübsch und so natürlich. Meine Frau hat sie gern; sie kommen gut miteinander aus."

Plötzlich gab es Lärm und Geschrei, Diener kamen herbeigelaufen und stürzten wieder davon, Kies raschelte und knirschte. Ein Wagen fuhr vor der Hauptveranda vor. Bagwandas kam nach Hause; er hatte einen fremden Herrn bei sich, sicher einen sehr vornehmen Herrn, denn der Tumult war ungeheuer.

Es war denn auch wirklich ein Rajah, ein Prinz aus dem westlichen Indien, nicht weit von Bombay.

Sie gingen über die Veranda und verschwanden im Hause. Ali und Khadia erhoben sich und folgten ihnen.

In dem Zimmer oben im ersten Stock, zum Meer hinaus, saß der Rajah schon auf weißen Kissen, als sie hereinkamen. Khadia und Ali küßten ihm höflich die dunkelbraune, schmucküberladene, magere kleine Hand, eine Hand, die einer Vogelklaue ähnelte. Dann begrüßten sie Bagwandas.

Der Rajah war in blassrote Seide gekleidet, und trug einen diamantengeschmückten Turban. Brust und Gürtel waren mit roten, gelben und grünen Edelsteinen übersät und schwere Goldreifen umschlossen Hals und Arme. Die tiefliegenden Augen waren von langen, dunklen Wimpern verschleiert. Seine Stimme war spröde, die Lippen breit, violett und etwas aufgeworfen. Oft verzog er den Mund zu einem Lächeln, aber es war kein Lächeln, sondern eine erstarrte Grimasse, und sein Lachen klang wie eine hohe und trillernde Skala von perlenden Tönen.

Die funkelnden Augen, der totenähnliche Mund mit dem starren, steinernen Grinsen und dazu dieses Lachen, nicht unschön, wie klingende Glasglocken, waren eine merkwürdige Zusammensetzung.

Vornehm und steif nahm er den Tee zu sich, der von Dienern gereicht wurde. Sie verneigten sich vor ihm, sie krümmten den Rücken unterwürfig vor diesem Manne, der mit bunten Zieraten überladen auf seinem Kissen ruhte. Zwei Tassen zugleich stellten sie vor ihn auf ein poliertes Holztablett; ein Knabe, hinter ihm stehend, fächelte ihn mit einem Federbusch und die Punkas bewegten sich knarrend.

Bagwandas freute sich, Khadia zu sehen; es war gut, daß Khadia den Prinzen traf, vielleicht konnte es ihm irgendwie von Nutzen sein.

So war Bagwandas nun einmal: er wollte andern gern helfen und glaubte, daß Menschen einander helfen können. Khadia war zu dem entgegengesetzten Ergebnis gekommen; in der Tat hatte ihm nie ein Mensch geholfen, glücklich zu werden, alles verdankte er sich selbst.

Er und sein Onkel waren oft über die gleichen Dinge ganz verschiedener Ansicht. Bagwandas mit dem heißen Herzen, mit seinem Gefühl für Andere, dachte meistens gesellschaftsmäßig, richtete sich nach der Meinung der Leute. Khadia dagegen kümmerte sich überhaupt nicht um die Ansicht der Anderen, und auch nicht um das, was seine Freunde sagten . . .

Alle, die zur Familie gehörten oder bei Bagwandas wohnten, wurden jetzt hereingerufen, um den Fürsten zu begrüßen, auch die Diener und das Gesinde; und nun füllten sie den großen Saal.

Die jungen Mädchen wären am liebsten in die Erde gesunken vor Verlegenheit; Witwen, die man anderswo in Indien kaum anspeien würde, gaben dem Prinzen die Hand, sprachen mit ihm und vergaßen, daß er ein Mann war und sie „nur“ Frauen, Frauen, die durch vermoderte, veraltete Gebräuche aus der Gesellschaft ausgestoßen waren.

Für sie alle hatte der Rajah ein Wort, aber von einer konnte er die Augen nicht abwenden, und das war Rupsundari; sie stand gerade vor ihm und bog ihre Finger nach hinten, als seien sie knochenlos. Ihre Hände waren feucht und die Wangen glühten. Khadia verschlang sie mit den Augen, noch nie hatte er eine so wunderbare Frau gesehen. Ihre Bewegungen entzückten ihn, er war hingerissen von Be-

gierde, feurig, wild, närrisch danach, Rupsundari zu besitzen . . . Und nun saß dieser fremde Rajah da und sprach nur zu ihr, griff sogar wie zufällig nach ihren Fingern, und keiner sagte etwas dazu, und Khadia konnte es nicht hindern, er hatte ja kein Recht über Rupsundari außer dem Recht, das er sich selber nehmen würde. Es war, als liebkose der Blick des Rajahs das Mädchen. Ruhig hielt er ihre Hände fest und streichelte sie angesichts des ganzen Hauses, und gerade deshalb empörte es Khadia so sehr.

Endlich war die Audienz vorbei, die Diener hatten Geschenke bekommen und waren unter Verbeugungen hinter den Frauen hinausgeglitten.

„Wer ist eigentlich diese Rupsundari?" sagte der Prinz und nippte am Tee, während er sich nachlässig eine neue Zigarette anzündete. „Wohnt sie nur bei Ihnen, Bagwandas? Gehört sie zur Familie? . . . Sonst könnte sie auch zu uns übersiedeln, wir könnten sie zu uns nehmen."

Glücklicherweise liebte Bagwandas Rupsundari zu sehr, um sie so ohne weiteres herzugeben; er betrachtete sie fast als seine Tochter. Unglücklich und verlassen war die kleine Rupsundari zu ihm gekommen, hatte sich die ersten Nächte in den Schlaf geweint, und war hier vor seinen Augen zu einem jungen, starken Weibe erblüht, das freilich still und zurückhaltend blieb, aber doch lächeln und lachen gelernt hatte.

„Es ist unmöglich," sagte Bagwandas und fügte hinzu, es gebe sonst in Indien soviele unterdrückte Witwen und Frauen, denen sofortige Hilfe vonnöten sei. Es kämen ja täglich Briefe an ihn, und wenn der Rajah einspringen wolle, so sei es sehr zu begrüßen.

Aber es war diesem reichen Manne nicht einen Augenblick eingefallen, sich und seine Familie der

Kritik der guten Hindus auszusetzen; gewiß wollte er helfen, wie er sich selbst ausdrückte, „im Verborgenen helfen“, da er nicht vor aller Oeffentlichkeit gegen Brauch und Sitte verstoßen könne, die ja nun einmal in Indien unerschütterlich seien. Aber diese junge Rupsundari reizte ihn, wie ein Weib einen Araber reizt, der die Erweiterung seines Harems erwägt. Der Rajah überlegte: wenn er nur mit ihr sprechen könnte! Sie schrieb Maschine . . . er konnte sie als Sekretärin verpflichten . . . und war sie erst in seiner Macht . . . Noch keine war ihm entgangen, deren Besitz ihn gelockt! Er konnte Bagwandas ja im Lohn überbieten . . .

Er deutete seinen Vorschlag an.

„Ehrlich gestanden,“ erwiderte Bagwandas, „ich glaube nicht, daß Rupsundari es tun wird. Vom Geld hat sie noch keinen Begriff, also das wird sie nicht locken. Hier erhält sie ihren Lohn, ohne es selber zu ahnen. Ich bringe das Geld für sie zur Bank, und später einmal wird es ihr ausgezahlt.“

Dennoch wurde das Mädchen wieder hereingerufen. Fürsten haben einmal ihre eigene Art, auf eine Sache loszugehen. Still hörte sie den Vorschlag dieses fremden Mannes, vor dem ihr bangte, an. Es wunderte sie, daß Bagwandas kein einziges Wort sagte und sie nur stumm betrachtete. Aber wie seltsam waren seine Augen! Und Khadia — Khadias Augen verwirrten sie durch ihren Glanz.

Ein unheimliches Gefühl beschlich sie; was ging hier vor? Plötzlich erinnerte sie sich des Tages, da sie Witwe geworden war; erst zehn Jahre alt, erfuhr sie, daß ihr Mann gestorben sei, den sie noch nicht einmal gesehen hatte. Damals war auch dieses Unheimliche über sie gekommen: ihre Verwandten waren plötzlich hereingestürmt, hatten ihr die Ringe aus der

Nase gerissen, glücklicherweise war ihre Freundin dazwischen gesprungen, sonst wäre ihr die Nase zerfleischt worden, wie so vielen andern.

Die Tränen traten ihr in die Augen.

Da ertönte Bagwandas' Stimme, ruhig, beruhigend und wohltuend, wie es ihr erschien. „Meine kleine Freundin," sagte er, „willst du mit dem Rajah gehen und es dort gut haben und dir selber deinen Lebensunterhalt verdienen? Du bist ja im Maschinenschreiben ausgebildet, oder . . ." Dies Oder wurde nur ein klein wenig in die Länge gezogen, aber sie verstand ihn sofort. „Oder," sagte die Stimme, „oder willst du hier bei uns bleiben?"

Bagwandas hatte ruhig gesprochen, ohne Lächeln, ohne jeden Unterton, der den Sinn seiner Worte hätte verändern können, kaum daß er das „oder" ein wenig gedehnt hatte. Auch der Rajah konnte sehen, daß es auf eine Ueberredung des Mädchens nicht abgesehen war.

Als aber das Mädchen nur Bagwandas in die Augen sah, wußte sie schon ihre Antwort. Still und sanft, aber entschieden sagte sie: „Hier bin ich doch zu Hause. Ich möchte hier in Giurgom bleiben." Dann neigte sie sich zu einem Gruß und ging leise hinaus.

Khadia zitterte vor Erregung, sein Herz tanzte, er verschüttete absichtlich seinen Tee, so daß die andern es sahen, damit er sich entschuldigen und hinausgehen konnte. Auf der Treppe stand sie, sie hatte noch gezögert, sich zu den andern hinunterzubegeben und wollte sich erst beruhigen. Khadia faßte ihre Hand am Gelenk, bog sie nach hinten, legte den Arm um ihren Nacken, obwohl sie Widerstand leistete, und sah ihr in die Augen. „Du bist mein, Rupsundari, verstehst du? Du gehörst mir, ich dulde nicht, daß du einen Andern ansiehst! Du sollst nichts mit diesem Prinzen zu

schaffen haben!“ Dann beugte er ihren Nacken und küßte sie. Er preßte sie fest an sich, und als er sie frei gab, schlang sie ihm die Arme unwillkürlich um den Hals. Ihre Herzen schlugen im gleichen Takt, es war, als stände die Zeit still; ihre Blicke leuchteten, ihre Körper bebten, und ihr Haar floß ineinander. „Du bist mein,“ sagte Khadia, „mein bist du! Ich habe ja nur dich, Rupsundari!“

In der Ferne klirrte man mit Töpfen in der Küche, das Mittagessen sollte gekocht werden; glücklicherweise hatten alle es eilig, jetzt, da Gäste hier waren. Durch offene Fenster strömte Blumenduft zu ihnen herein, sie sahen Palmenblätter staubig und grau im Winde schwanken, und noch weiter entfernt hörten sie den gellen Ton der Flöte eines Schlangenbändigers.

Es war, als wolle Khadia sie überhaupt nicht wieder loslassen, so eng preßte er sie an sich, drückte mit seinen Armen und Beinen den weichen, fast nackten Jungmädchenkörper und hielt sie wie in einer Falle.

Aber das Mädchen fühlte sich nicht als Gefangene; sie genoß dies alles, erlebte ein Glück, von dem sie nur geträumt hatte; stärker und immer stärker wurde ihr Zittern, nicht ein Wort konnte sie sagen, plötzlich aber umklammerte sie Khadias Hals, als wolle auch sie ihn nimmermehr loslassen.

Aus dem Saal hörten sie laute Stimmen; die Punkaschnur, die durch die Fenstersprossen lief, kreischte und pfiff, und an der Decke krochen ganz langsam Gekkos über die Balken hin.

Unten stand ein Zimmer leer, Khadia sah hinein; niemand war da. Er zog Rupsundari hinein, zu einer Ruhebank, und legte sie auf die Decken. Jetzt war sie sein, und mochte ganz Indien zusammenstürzen oder es verbieten . . .

Sein war sie gewesen, sein sollte sie bleiben. Sie lag wie in einem Traum und ließ ihn tun, was er wollte. Den leichten Musselin riß er fast entzwei und heiße Küsse regneten auf ihren schönen Körper. Jetzt verstand sie das Leben, jetzt wußte sie, daß Khadia ihr Schicksal sei, daß dieser Mann bestimmt war, sie glücklich zu machen.

In Khadias Indien blühten wieder rote Blumen.

Der gellende Ton, den sie gehört hatten, wurde stärker, unten im Garten wurde laut gesprochen und gelacht, ein ganzer Aufzug näherte sich. Sie würden wohl ins Haus kommen, um zu betteln; da würde es ein Fest geben, wenn alle sich im Garten versammelten.

Kurz darauf standen sie unten im Garten mit allen andern; nichts hätte ihnen gelegener kommen können als dies; sie standen nebeneinander, was tat es? Niemand kannte ihr Geheimnis. Ueber sich hörten sie Bagwandas' und des Prinzen Stimmen, aber Khadia und Rupsundari blieben unter dem Vorsprung des Altans, um von ihnen nicht gesehen zu werden.

Alle waren hinausgelaufen und bildeten einen Kreis um den Schlangenbändiger, einen nackten, jungen, sehnigen Mann, mit schwarzem buschigem Haar, das unter dem Turban hervorquoll. Er ließ die Pfeife gellen und die Schlangen glitten aus runden Körben heraus und krochen halbaufgerichtet züngelnd und tänzelnd über den Boden.

Plötzlich drängten sich drei nackte Knaben in den Kreis, schrien, heulten und tanzten zwischen den Schlangen umher, schlugen Purzelbaum und huschten bald hierhin, bald dorthin. Ein alter Mann, der auf der Erde kauerte, schlug ein Tam-Tam und brummte im Takt dazu. Leute strömten von der Straße herein, begrüßten den Fürsten und Bagwandas mit tiefen

Verneigungen, indem sie die Hand an den Turban legten, und stellten sich mit in den Kreis.

„Bist du glücklich, Rupsundari?“ flüsterte Khadia. „Du bist schön, Rupsundari, berückend schön!“ Und Khadia drückte ihre Hand, die sich leise in die seine geschmiegt hatte.

So standen sie und sahen den Schlangen und dem Tanz zu, die Luft war heiß und trocken, und sie rochen den Schweiß all der fremden Menschen und spürten die Wärme der Leiber.

DIE REISFELDER

„WENN du nicht denken könntest, würdest du dich nicht zurechtfinden, denn unser Leben wird ja doch von Gedanken geschaffen," sagte Khadia zu Prabaker ... Sie saßen zusammen auf einem Erdwall irgendwo im inneren Indien, hatten über alles Mögliche gesprochen und waren jetzt wieder bei dem Leben nach dem Tode angelangt.

„Du meinst, Khadia," erwiderte Prabaker zögernd, „daß wir hier auf Erden unser Leben eigentlich selbst bestimmen, nicht wahr?"

„Ja, es ist das Resultat unseres Willens, oder ... unseres Mangels an Willen. Und in der andern Welt bestimmen wir auch alles selbst, aber anders wie hier, wirklich, tatsächlich. . ."

Khadia blickte, während er sprach, zu Prabaker hinab, der zu seinen Füßen saß und mit einem Stock spielte. Da lächelte Prabaker zu ihm empor und rief mit einem warmen Aufleuchten seiner Augen:

„Khadia, wie freue ich mich darauf. Ich werde sieben Mädchen zugleich lieben und alle meine Leibspeisen essen! Und ich werde selber bestimmen, wie ich aussehe!"

Rings um sie her dehnten sich die Reisfelder, von Wasser überrieselt, das überall sickerte und gluckste. Es kam aus einem höher liegenden Teich und wurde

durch Röhren und Kanäle hinuntergeleitet und durch Deiche und Schleusen reguliert. In dem nassen Boden stand der Reis hoch; weiße und graue Reiher stolzierten umher, steckten ihre langen Schnäbel in den Schlamm und suchten nach Fröschen und Schlangen; Schnecken krochen auf Halmen und Pfaden. Blaue wuchernde Blumen standen an den Grabenrändern, der Himmel war rein und blau, und der Tag brennend heiß.

„Bestimmt weiß ich es freilich nicht," sagte Khadia, „aber es gibt so vieles, was wir Menschen nicht wissen können und doch glauben. Siehst du, ich will nicht, daß das Leben aufhören soll, und ich fühle, daß noch viele, viele Leben auf mich warten."

Prabaker warf auf einmal den Stock weit in einen der Teiche hinein; die Reiher wurden unruhig, reckten die Hälse, schlugen mit den Flügeln und stelzten hastig hin und her, schließlich beruhigten sie sich und widmeten sich mit wiegenden Hälsen wieder ihrer Jagd, suchend, und mit schrägem Kopf umherspähend.

„Ja, sieh die Kreise im Teich," rief Prabaker, „einer gebiert den andern. Wo einmal Leben ist, da ist immer Leben."

„Ja, und da ist immer Leben gewesen," fügte Khadia hinzu. „Die Kreise im Teiche entstanden durch den Stock, den du hineinschleudertest; du bist lebendig, und wir sind immer gewesen."

Sie philosophierten weiter ... Es wurde Abend und sie gingen zusammen nach Hause. Die Sonne versank hinter den Reisfeldern, und die Sterne leuchteten am Himmel.

Und nun begannen die Frösche zu quaken. Das anhaltende, durchdringende Geräusch dieses ewigen Froschkonzerts füllte die Nacht, und an den Weg-

rändern leuchteten Glühwürmchen, und Feuerfliegen tanzten über die Pfade hin.

Die Felder waren verlassen, still und unbeweglich stand der Reis, gedeihend in seinem nassen Elemente.

Da kam ein Mann dahergeschlichen, leise glitt er an den Deichen entlang und watete in den Reis hinaus. Weit hinten in einem sechseckigen Feldstück waren vier Pfähle eingerammt und oben mit einer Art Sitz versehen. Der Mann erkletterte das Gerüst, zog die Beine hoch und verkreuzte sie.

Kurz darauf kam ein zweiter Mann, auch er watete ins Wasser hinein, aber auf einem anderen Felde, und ließ sich auf einem ähnlichen Gestell nieder, und ein Mann nach dem andern kam herangeschlichen, und jedes Feld hatte jetzt seinen Mann, der auf einem mystischen Altar saß. Was mochte das bedeuten? Warum saßen sie hier draußen in den Teichen mitten in der Nacht? Sie hielten Wache wegen der Reisdiebe, denn der Reis war bald reif.

Und die Männer begannen einander anzurufen, riefen seltsame Laute über die Felder hin, oft in langen, langen Zwischenräumen.

Der Mond stand klar am Himmel und spiegelte sich zwischen dem Reis, bisweilen blinkten wogende Kreise auf, wenn ein Frosch sich im Wasser bewegte.

Die ganze Nacht hindurch erklangen die Rufe, ferner und näher, gedämpft und gellend . . . schließlich erstarben sie und verstummten ganz. Dann wurde die Stille erdrückend, nur das Quaken der Frösche war noch zu hören und das Rieseln des Wassers, bis plötzlich wieder die Rufe über die Felder gewandert kamen.

Die indischen Rufe der Reiswärter.

Die Rufe in Khadias Indien.

Das Dorf verdorrte! Die Wege waren gelb und staubig, das schwarze Fell der Kühe färbte sich grau. Hunde schleppten sich abgemagert in den spärlichen Schatten. Sie sahen so erbärmlich aus, daß keiner sie haben wollte, aber es fand sich auch keiner, der sie totschlagen mochte; nein, sie lebten weiter, räudig, verlaust, elend, denn wir sind in Asien, in dem heißen, seltsamen Lande Indien.

Vor den Häusern war die Erde glattgestampft, strahlend grün und mit feinen weißen Mustern gleichsam durchwirkt. Die Leute blieben stehen und betrachteten sie; vor allen Häusern waren diese „Borten" und „Friese", die, mehr oder minder schön, einen Festschmuck darstellten. Man hatte den Boden vor den Häusern glattgefegt, mit einer Mischung von Kuhdung und Wasser bestrichen und dann auf der getrockneten Masse mit reinem weißen Kalk oder irgend einem andern Stoff Malereien und Zeichnungen angebracht.

An manchen Stellen war der Kuhdung auch zu Kugeln oder flachen Platten geformt und mit gelben Blumen, Melonenblüten, strahlend verziert.

Khadia und Rupsundari kamen eine Gasse entlanggewandert, sie gingen Hand in Hand und standen jeden Augenblick still, um zu schauen.

„Nein, dies ist das Schönste, das ich je gesehen habe," jubelte das junge Mädchen, „Khadia, sieh nur!"

Khadia blieb vor einem außerordentlich gut gezeichneten Bilde mit einer durchbrochenen Kante, die wie Spitze aussah, stehen. Es sollte Blumen vorstellen, und hier hatte ein Künstler Sand benutzt, feinen, bunten Sand, den er mit den Fingern darauf gesiebt hatte; dies ist anscheinend sehr leicht und doch eine Kunst für sich, und hier waren auf diese Weise die herrlichsten Blumen und Früchte entstanden. In der Tür-

öffnung lehnte der Besitzer des Hauses und hörte, wie Khadia laut die Bilder bewunderte. Dankbar geschmeichelt nötigte er Khadia und Rupsundari herein, damit sie auch seine Frau begrüßen sollten.

Sie fanden sie auf dem Hof. Da saß sie mit ihren Kindern, eine Schüssel auf dem Schoß und enthülste Erbsen Jedes der Kinder hatte seine eigene Schale auf den Knien und half der Mutter.

Sie stellte sofort die Schüssel weg, kam ihnen entgegen und begrüßte sie.

Dann mußten sie in das Haus und die Bilder betrachten.

Auf einem langen Tisch waren mit Sand ähnliche Bilder dargestellt wie draußen auf der Straße, aber viel schönere, fast naturgetreue Wiedergaben von modellierten Früchten oder Blumen. Da waren dicke Mangos, auf patinafarbenem Untergrund, oder saftig grüne Gurken auf Weiß, Pfirsiche und Bananen, alles mit peinlicher Akkuratesse gebildet.

„Und das haben Sie selber gemacht?“ sagte Khadia, und seine Stimme drückte Erstaunen und Bewunderung zugleich aus.

Da holte die Frau einige Kästen mit farbigem, feinkörnigem Sand, strich rasch eines der Bilder zusammen, fegte den Tisch rein und schuf ein ganz neues Bild auf dem nackten Tisch. Den Sand nahm sie in die Hand und ließ ihn zwischen den Fingern auf die Tischplatte rinnen, er fiel fast wie zufällig herunter, und die Bilder entstanden wie durch Zauberei. Es war eine ererbte Handfertigkeit. Die Kinder standen dabei und sahen der Mutter zu.

Khadia wollte es auch versuchen, aber es gelang ihm nicht.

Man sprach jetzt von dem Fest; im Laufe des Tages waren viele Leute zu ihnen gekommen, und

man hatte der Frau Geld gegeben, damit sie ihre Kunst zeigen solle. Sie wurden zu Ziegenmilch und Kuchen aus Maismehl und Honigbrot eingeladen.

Dies war Rupsundaris Heimat, so daß sie viele Familien hier kannte, aber mit diesen Leuten war sie noch nie zusammengewesen.

„Heute abend ist ein großes Fest," sagte der Mann; „so viele Menschen, wie dieses Jahr, sind noch nie hier gewesen, nicht wahr?" wandte er sich an seine Frau. „Niemals seit dem großen Regenjahr," antwortete sie.

„Wir gehen heute nicht in die Reisfelder. Wer will denn auch da draußen sitzen und aufpassen? Die Leute sollen doch auch frei haben."

Khadia und Rupsundari verabschiedeten sich jetzt und gingen fort.

Als sie wieder auf der Straße standen, blendete das Licht nach dem Halbdunkel im Hause, und es stank widerlich nach Kuhdung. Fliegen schwärmten umher und setzten sich auf Hände und Gesicht. Kinder heulten und spielten auf der Gasse. Zahllose Menschen waren unterwegs, mit hellfarbigen Gewändern und Riesenturbanen. Hin und her gingen sie, blieben ab und zu stehen und starrten die Bilder an. Sie ließen keines aus, denn man mußte alles gesehen haben und über alles sprechen können.

In der Nacht, als die Sonne untergegangen war, wurden Hunderte von Lichtern vor den Häusern angezündet und da schimmerten die weißen Verzierungen auf dem Boden noch heller.

Es war märchenhaft, durch die Straßen zu gehen; die langen Reihen der Talg- und Wachskerzen flackerten leise, tropften und wirkten magisch. Die Augen der Leute schimmerten, die hellen Gewänder stachen

grell von den dunklen Gesichtern ab, die vor Festfreude strahlten.

Schließlich begleitete Khadia Rupsundari heim zu ihren Bekannten und ging selber zu einer andern Familie, wo er und Prabaker übernachten sollten.

Aber es war so heiß, daß keiner ins Haus gehen mochte, um zu schlafen. Die Luft war schwül, stickig und regungslos, und in den Zimmern war es unerträglich.

Prabaker wollte hinaus und lieber umherstreichen als schlafen.

„Wollen wir nicht in die Reisfelder gehen?" schlug er vor.

Es war ein seltsamer Friede draußen, wohltuend nach dem lauten Getriebe des Tages.

Hier war es auch kühler, und über den Reisfeldern wallte feuchter Nebel. Kraniche saßen in Reihen und schliefen, weit draußen auf den Teichen und Reisfeldern, den Kopf unter den Flügeln verborgen.

Die Balkengerüste waren fast alle leer, und nur selten hörte man die Wächter rufen. Der Mond stand nicht am Himmel, aber im Licht der Sterne konnte man die Pfade noch undeutlich sehen.

Sie saßen eine Zeitlang unter einem einsamen Mango und beobachteten den flackernden Tanz der Feuerfliegen. Kam da nicht jemand? Es hatte sich etwas geregt! Sie lauschten gespannt, konnten aber nicht das Geringste wahrnehmen. Stumm starrten sie auf das matte Licht der Fliegen, das unausgesetzt in Zickzacklinien über dem Wege kreuzte. Aber jetzt war das Geräusch wieder da. Plötzlich sahen sie nicht weit entfernt etwas Dunkles über den Pfad gleiten,

es war ein Körper, der fast lautlos dahinschlich. Ein magerer Körper mit einem Buckel auf dem Rücken.

Prabaker ergriff Khadias Arm und deutete dorthin, dann duckten sie sich, um sich zu verstecken.

Der Mann mit dem Buckel schlich weiter, als gleite er auf Schienen dahin, und kam an einen Teich. Sie hörten das Patschen seiner Füße im Morast.

Und jetzt begann er zu arbeiten. Der Buckel verschwand, es war ein Sack, und sie konnten deutlich hören, daß er reifen Reis in den Sack füllte.

Bisweilen stand er still wie ein Baum und lauschte. Von ganz, ganz fern her, von irgend einem anderen Reisfeld ertönte ein schwacher Ruf eines Wächters, ein anderer antwortete und von neuem war es ganz still.

Die Zeit verging, aber jetzt hatte der Mann wieder einen Buckel, und es mochte wohl eine schwere Last sein; er sah aus wie ein Kobold, und mit patschendem Geräusch näherte er sich der Stelle, wo Khadia und Prabaker saßen.

Khadia rührte sich nicht vom Fleck, und Prabaker verhielt sich ebenfalls ruhig, aber kurz darauf war der Dieb ebenso lautlos verschwunden, wie er gekommen war.

„Was sollten wir uns da hineinmischen,“ sagte Khadia, als der Mann sich entfernt hatte. „Ist er so tief gesunken, daß er stiehlt, so ist es für ihn selbst am schlimmsten.“

„Hast du gesehen, wie er um sich schaute?“ sagte Prabaker. „Ich glaube, der Schlag hätte ihn gerührt, wären wir beide auf einmal aufgesprungen. Siehst du ihn klettern?“

„Der Arme,“ erwiderte Khadia.

Sie zündeten sich Zigaretten an und gingen nach den Häusern zurück.

„Wessen Feld mag es gewesen sein, Khadia?" fragte Prabaker.

„Weiß nicht," war die Antwort. „Aber das ist auch gleichgültig; wer ein Feld hat, kann wohl einen Sack Reis entbehren. Denn nicht alle haben Felder."

Im Dorf waren die Leute zur Ruhe gegangen. Es war ein großer Tag gewesen; jetzt schliefen sie schwer wie Tiere, die Männer lagen draußen auf den offenen Veranden an Straßen und Gassen. Der Mond war hervorgekommen und warf seltsam scharfe Schatten; die Lichte waren alle niedergebrannt, aber die Zeichnungen auf den Straßen sahen noch merkwürdiger aus als vorher.

„Hier riecht es gut, beruhigend, Prabaker. Ich muß auf einmal an England denken. Weißt du, warum ich auf die Dauer London nicht ertragen konnte? In London riecht es zahm, man sagt, es stinkt in London. Ja, bisweilen stinkt es entsetzlich nach Rauch, aber das ist kein Geruch wie bei uns, es ist bloß Gestank; es gibt gar keinen Geruch dort, es stinkt charakterlos in London — doch hier in Indien duftet es, hier haben wir kräftige Gerüche, und das alles erinnert mich an meine Kindheit."

Ein Windhauch raschelte in den Palmblättern, und der Wind trug ihnen einen Duft von geknetetem Kuhdung, Hundekot, Ziegenmist und halbvermoderten Pflanzenteilen zu, die auf die Straße geworfen waren und jetzt in den Ecken in Fäulnis übergingen.

Und da wurde es Khadia auf einmal klar, daß er daheim war; er erkannte zum erstenmal Indien wieder, fühlte sich zum allererstenmal nach seiner Rückkehr aus Europa wieder ganz als Hindu.

Das war ein seltsam berückendes Gefühl. Glück und auch nicht Glück. Natürlich war er so glücklich gewesen, wie ein Mann überhaupt nur sein

kann, damals, als er Sita zum erstenmal gesehen hatte, das schöne Mädchen, das seine Gattin wurde und das er verlor, als sie ihm einen Sohn gebar. Aber damals hatte die Armut ihn bedrückt, hatte die Abhängigkeit, in der er sich befand, sein Gemüt beengt und wie eine schwere, allzu heiße Hand auf seinem Willen gelegen; er war damals nicht frei gewesen, er hatte das Indien seiner Kindheit nicht verstanden und das Heim seiner Jugend verloren, und seine kleine Frau war gerade in dem Augenblick gestorben, als sich alles für ihn verdüsterte. Dann war er gewandert, hatte das ganze Jahr oben am Ganges, an dem gelben Strom, gelebt, wo er glaubte, wieder er selbst zu sein, nur um eines schönen Tages zu erwachen und zu sehen, daß alles ein Traum gewesen, daß er, Khadia, und die Yogis oder Fakire und Priester nichts miteinander zu tun hatten; dies Jahr war von Anfang bis zu Ende eine einzige Lüge gewesen.

Prabaker blieb stehen.

Khadia legte ihm den Arm um die Schulter.

„Wie schön ist es hier, Prabaker, wie wunderbar!"

Prabaker verstand ihn nicht gleich, begriff nicht, warum Khadia so begeistert sprach. Aber dann mit einemmal war es ihm klar.

„Khadia,Khadia," sagte er, „du bist gewiß sehr unglücklich gewesen, sehr einsam, nicht wahr?"

Die Freunde hatten sich verstanden. Khadia schwieg.

Aber ein bewußtes, ruhiges Glücksgefühl, ein überlegenes und sicheres Wissen um inneren Frieden, das sonst nur ganz alten Leuten eigen ist, durchwärmte Khadia, und er begriff, daß mit den Jahren der große Friede über den Menschen kommt; gewiß ist es herrlich, jung zu sein, der Kern des Lebens ist die Jugend; sie hat das Recht, ihr gehört alles, aber

mit dem Alter kommt der große Friede, die Stille, das Insichselberruhen. Wir verzehren uns und treiben dem Alter entgegen, und packt es uns dann mit Eisenklauen, so fühlen wir, daß auch das Alter gelebt werden kann und einen Inhalt hat, einen ebenso reichen, ebenso starken, wie das Leben der Jugend, aber einen anderen, einen seltsam anderen. Und die Bilder wechselten: Khadia schaute über die Zeit hin, über sein eigenes Alter, über das Dasein der Menschen, über den Tod hinaus. Da zeigte sich seinem inneren Blick das neue Leben, das seiner wartete, neue Länder auf neuen Welten, neue Zeiten, neue Erlebnisse; das alles wartete jetzt stärker auf ihn als jemals; warum jetzt, gerade jetzt? Weil Khadia sein altes Indien wiedergefunden hatte.

„Man darf das Leben nicht fürchten," sagte er zu Prabaker; „ich habe alles gewagt, so schwer es oft war. . ." Er hielt inne, als wolle er nicht mehr sagen, und er hätte wirklich am liebsten geschwiegen, um das nicht zu verraten, woran er in Wirklichkeit dachte, aber ein unwiderstehliches Verlangen zwang ihn, doch zu sagen, was er meinte; es war, als habe etwas Mächtigeres von ihm Besitz genommen. „Prabaker," sagte er, „wenn ich sterbe, so will ich leben, das neue Leben leben, genau so stark, wie ich dieses gelebt habe."

Und Prabaker machte runde Augen und riß den Mund auf, denn noch nie hatte er einen andern so genau das sagen hören, was er ganz unbewußt gedacht, aber selber nicht ausdrücken konnte.

„Du bist ein Guri in deiner Fähigkeit, die rechten Worte zu finden, Khadia."

Da aber brach Khadia in ein schallendes Gelächter aus.

NÁSIK CITY

KHADIA und Rupsundari wollten heiraten, und diesmal verhielt Khadias Familie sich seiner Ehe gegenüber sehr wohlwollend, obwohl Rupsundari als Witwe ja unrein war. Aber die Zeiten hatten sich geändert, es war vieles in Indien geschehen, seit Khadia sich damals mit Sita verheiratet hatte. Bagwandas hatte eine reichliche Summe gespendet und das seine getan, aber Khadias Aufenthalt an den heiligen Ufern des Ganges hatte doch in den Augen der Leute hier in Nasik City die größte Bedeutung gehabt; Guris und Priester kamen wieder zu der Familie und ließen sich üppig bewirten, und man setzte ihnen stets das Beste vor, was man hatte, und machte ein solches Aufhebens von ihnen, daß sie schließlich sanft und nachgiebig wurden.

Die Hochzeit war festgesetzt und die Gäste geladen. Aber einem hatte Khadia sich energisch widersetzt, so schwer es ihm auch gefallen war: er wollte um keinen Preis durch die Straßen Spießruten laufen, Rupsundari, an einen Zipfel seines Kaftans gebunden, hinter sich; er wollte auch nicht im offenen Wagen durch die Stadt fahren, er wollte nach dem Bade in dem heiligen Nasik-Strom das Fest in den Mauern seines Elternhauses feiern.

Länger als einen Monat hatte er Rupsundari entbehrt, und er war voll Ungeduld, wieder ihre Stimme

zu hören, ihre Augen zu sehen und sie in den Armen zu halten.

Am Hochzeitsmorgen war er früh auf und unter den Ersten, die im Flusse badeten.

Die Sonne warf lange, schräge Strahlen über die Tempel und Treppen an dem gelben Flusse, das Wasser trieb ruhig und gleichmäßig abwärts, und da, wo es aus der Stadt hinausglitt, lagen schwarze Ochsen im Flußbett und ließen es sich wohl sein; nur ihre Köpfe sahen aus dem Wasser hervor. Hirten standen am Ufer und schlugen mit langen Bambusstöcken auf die Wasserfläche.

Weiter oben badeten Sudras, noch ein Stück höher die Unreinen und oberhalb dieser Unreinen die Frauen. Ganz oben aber, wo das Wasser unbeschmutzt in die Stadt Nasik einströmt, badeten die Hindus. Sie gingen bis an den Gürtel ins Wasser, neigten sich dreimal, tauchten dann unter und plätscherten und spritzten oder schwammen auf dem Bauch mit zappelnden Beinen, wie Hunde schwimmen, so daß man unausgesetzt ihre Fersen sah.

Auf Stufen und Treppen lagen ihre bunten Gewänder in der Morgensonne.

Allmählich kamen immer mehr Hindus hinzu, und nachdem Khadia gegurgelt und sich Mund und Zähne mit dem Finger gereinigt und den Schmelz gut mit einem am Ende ausgefaserten Hölzchen gebürstet hatte, stand er erfrischt und rein, in neue Kleider gehüllt, da und blickte über die Badenden hin.

Tief zufrieden stand er da, ganz anders angesehen als damals, nach seiner Heimkehr aus London, da er als Unreiner sich weiter unten im Fluß hatte besudeln lassen müssen. Warum hatte er sich damals eigentlich darein gefunden? Warum war er so lange Zeit hier in der Heimat geblieben und nicht eher

fortgegangen? Jetzt verstand er es gar nicht mehr, die Zeiten standen wie ein böser Traum vor ihm, den er um alles in der Welt nicht noch einmal hätte träumen mögen.

Er füllte einen kleinen Messingbehälter mit Wasser und ging nach Hause. Heute wollte er selber den Phallus begießen, das Symbol der Fruchtbarkeit. Er selbst wollte es tun, es brauchte es ja niemand zu sehen.

Auf dem Heimwege vermied er, mit irgend jemandem zu sprechen oder in den Schatten eines Menschen, der noch nicht gebadet hatte, zu treten. Aber obwohl er sich ganz an die Formen hielt, gönnte er sich doch auf dem Wege eine Zigarette, die er mit Gemütsruhe genoß.

Jetzt waren viele Leute auf den Straßen. Alle gingen sie zum Fluß hinunter. Zehntausende, ja Vierzigtausende mußten jeden Tag dreimal in den heiligen Wassern des Nasik baden. Und die Tiere waren nicht mitgerechnet.

Zu Hause war alles in toller Erregung. Priester und ihre Gehilfen, Guris und ihre Genossen waren die Herren und regierten, und der Hof, den er zuerst betrat, war nicht wiederzuerkennen. Der Boden war grün, mit Kuhdung bestrichen und schon getrocknet; unzählige Fliegen summten darüber. Ueber den Türen und Fenstern und in den hohen Beeten vor dem Hause standen Blumen. Die Götterbilder waren geschmückt und das vorderste Zimmer ausgeräumt.

Es war ein ziemlich großer Raum, in dem Willy Wood und Khadia seinerzeit gewohnt hatten.

Ein Altar mit Blumen und Kerzen stand an dem einen Ende, und davor auf dem Fußboden wölbte sich ein kleiner Hügel aus Sand mit Farben, Blumen und Mustern geschmückt.

Hier sollte das junge Paar vermählt werden.

Und nun kamen die Musikanten. Ein paar von ihnen, alte Männer, stellten sich gleich vor der Tür auf und begannen die Trommel zu schlagen. Und die Leute aus der Stadt eilten herzu und umstanden das Haus, so daß man weder hinaus, noch hinein konnte. Sie stießen sich und drängten, und die Gäste, die schon jetzt sich einzufinden begannen, hatten Mühe, sich den Weg zu bahnen.

In einem andern Raum fand die Bewirtung statt. Die weither gekommen waren, erhielten gleich einen Imbiß, sie konnten nicht warten, bis die Zeremonie vorüber war, und Khadia war auch hungrig. Aber erst nahm er eine Gelegenheit wahr, das Wasser auf den Phallus zu gießen.

Eng aneinandergedrängt auf den Bänken an den Wänden saß Khadias Familie und seine ganze Verwandtschaft; selbst sein Vater, ein großer, magerer, schwarzer Hindu mit dunkelgrünem Turban war nach Hause gekommen, und die Brüder, die verheirateten, wie die unverheirateten, saßen in Reihen. Khadias Schwester mit ihrem Mann hatte sich auch eingefunden; sie hatte geheiratet, während Khadia am Ganges war.

Khadias Mutter trug ein Gewand aus gelber Seide, das ihr bis an die Knie reichte und Hals und Arme freiließ. Die Nase war mit echten in gediegenes Gold gefaßten Perlen geschmückt, das Fußgelenk von Ringen umschlossen. Das blauschwarze Haar war seitlich straff zurückgekämmt, mit einem hellen, stark markierten Scheitel in der Mitte. Die arme Frau hatte viel durchgemacht; das Haar war nicht mehr so dicht, wie in jungen Tagen, an manchen Stellen schimmerte die Kopfhaut durch. Und ihr Blick war düster. Böse konnte man ihn nicht nennen, aber es kam nichts Gutes aus den Augen, vielleicht hatten sie vor zwanzig Jahren anders geblickt; das Leben war hart mit ihr

umgegangen, sie hatte viele Kinder geboren und gesäugt, das Hauswesen selber versehen, denn sie konnte sich nur wenig Diener leisten. Für den doppelten Haushalt, den sie und ihr Mann führten, er auf dem Bahnhof in einer fernen Stadt, und sie hier, hatte das Gehalt des Mannes nicht immer gereicht. Und von einer Arbeit, einer Tätigkeit neben dem Hauswesen, den heiligen Bädern und dem Gottesdienst konnte nicht die Rede sein. Sie war doch eine Hindufrau, ihre Eltern und die Eltern ihres Mannes hatten, so lange man denken konnte, nie etwas anderes getan. Daß der Mann bei der englischen Regierung angestellt war, wurde von den andern Hindus auch nur eben geduldet, und das war doch nur er, nicht sie, die Mutter des neuen Geschlechts. Sie stand ganz still, rührte sich nicht vom Fleck, aber mit den Augen musterte sie langsam alle Gäste.

Da saß Bagwandas; ihn hatte sie nie so recht leiden können, er gehörte auch zur Familie ihres Mannes, nicht zu ihrer eigenen. Sie konnte zwar nichts an ihm aussetzen, er war gut zu ihnen allen gewesen, hatte geholfen, wenn Schwierigkeiten entstanden, hatte sich Khadias angenommen und war jederzeit der Familie eine Stütze gewesen; sie konnte absolut keinen bestimmten Fehler an ihm entdecken, aber vielleicht mochte sie ihn gerade deshalb nicht leiden.

Dann kamen ein paar ganz unbedeutende Personen, die rein zufällig hier waren; über diese blickte sie flüchtig hinweg, aber dann blieben ihre Augen wie festgenagelt an dem Guri hängen, dem Lehrer und Küster, dem mächtigsten Mann in Indien, der mit dem Teufel im Bunde ist und mit dem kein vernünftiger Mensch in diesem Lande sich jemals entzweit. Er war ein kräftiger und wohlbeleibter Mann. Sie biß sich auf die Lippen. „Frißt wie ein Schwein,“

dachte sie. Dabei fiel ihr die frische Butter ein, die im Hause unter einem nassen Tuch stand, die hatte sie für ihn beiseite gestellt. Etwas Butter und einen fetten Käse und drei wirklich ausgesuchte Mangos, jetzt würden sie kühl sein; er sollte sie nachher bekommen. . . Das letzte Mal hatte er von ranziger Butter gesprochen . . . sie hatte die Anspielung verstanden. . .

Ihre Augen glitten weiter über den Kreis. Diese zusammengewürfelte Gesellschaft von allerhand Gesindel, von verkommenen und verelendeten Menschen, die im Kielwasser des Guri mitschwimmen, war sonst ihr ständiger Aerger, aber heute freute sie sich eigentlich darüber, sie zählte sie: Acht . . . neun . . . zehn . . . elf . . . Weniger würden es ja auch tun, aber immerhin, der Guri war wieder zu ihr gekommen und hatte elf Leute mitgebracht, sie hatte wieder das alte Ansehen, wonach sie seit Jahr und Tag gedürstet hatte.

Nun aber wollte sie nach der andern Seite sehen, doch sie tat es nicht mit einem Ruck; sie wollte selber nicht beobachtet werden; sie neigte sich ein wenig, zupfte mit den Fingern am Haar und konnte so unauffällig den Kopf drehen.

Frauen und Männer, junge und alte, ließ sie in ihrem engen Hirn und vor ihrem verstockten Herzen Revue passieren. Ihr Blick blieb an der Braut haften; hätte das junge Mädchen nur eine Spur von den Gefühlen verstanden, die diese Frau in sich barg, so hätte sie nicht so ruhig lächelnd dasitzen können, mit den weißen Tazetten und den steifen Orangenblüten spielend.

Nur eine Sekunde ruhten die Augen auf ihr, aber in dieser Sekunde waren sie böse. Erst glimmten sie auf, wie Meerleuchten, schwach, etwas erloschen, plötz-

lich aber trafen sie Khadias Blicke; da tauten tausend Quellen in der innersten Seele der Mutter auf, ihr Blick verschleierte sich und still hing eine Träne an den langen Wimpern. Sie seufzte tief, richtete sich auf und raffte gewissermaßen ihre Würde zusammen; hier wollte sie nicht weich werden. Dann ging sie quer durch das Zimmer und setzte sich auf ihren Platz links von dem des Sohnes.

Khadia und Rupsundari mußten sich erheben und an den Sandhügel treten, und nun nahm die Zeremonie mit allen Feierlichkeiten Indiens ihren Anfang. Blumenspenden und Räucherwerk! Das junge Paar kniete nieder, während die Zipfel ihrer Gewänder ineinander verknotet wurden.

Auf dem Hof rasten die Trommeln und im Saal erklangen die großen Streichinstrumente der Musikanten; süße Töne erfüllten schmelzend und jubelnd den Raum, klingend und langanhaltend, zischend und pfeifend, in Trillern und endlosen Tonleitern.

Dann war die Trauung vorüber und Khadia ging beglückt an der Seite seiner jungen Braut auf seinen Platz zurück.

Sie war schön; das fand nicht nur Khadia, darin waren sich alle einig, auch diejenigen, die es aus Neid nicht zugeben wollten.

Rupsundari paßte zu ihrem Namen; er bedeutet: die Schönste. Khadia wußte, wen er wählte!

Ein weißes Gewand aus feinster Seide schmiegte sich in weichen Falten um Schultern und Hüften; ein Gürtel hielt das Gewand, und sie trug jetzt wieder echte Perlen in der Nase, das Zeichen, daß sie verheiratet war; die Perlen waren so schwer, daß sie die eine Nüster leicht herabzogen, und sie fürchtete, Khadia werde es bemerken und es werde ihm mißfallen — aber glücklich war sie! Was bedeutete es aber auch

für eine Frau in Indien, eines Mannes Gattin zu werden, nachdem sie geringer gewesen als die Allergeringste.

Aber nicht dieser Gedanke erfüllte sie; sie liebte Khadia, sie betete ihn an mit reinem, heißem Frauenherzen und sie sehnte sich danach, mit ihm allein zu sein, ganz allein mit ihm; weiter dachte sie nicht. Sie wollte nur seine Küsse fühlen, seine Hände spüren und ganz dicht neben ihm sitzen.

Jetzt strömten die Diener mit Tee, Gebäck, Früchten und Kuchen herein, und alle Frauen verließen den Saal. In Indien speisen die Männer für sich, da sie höhere Geschöpfe sind als die Frauen. Khadia begleitete seine Braut bis an die Treppe, die nach oben führte, und kehrte dann wieder um und setzte sich neben Ali.

„Weißt du schon, daß ich ein Telegramm von Willy Wood bekommen habe? Er hat mir auch eine Uhr geschickt, echtes Gold, und wie sie schlägt, hör nur!"

Ali bekam eine große goldene Uhr eingehändigt und bewunderte sie.

„Rupsundari hat er die Perlen geschickt, die sie in der Nase trägt, sie sind von dem besten Juwelier. Die ich selber gekauft habe, sind längst nicht so schön."

Bagwandas näherte sich und Khadia stand auf und machte dem Onkel Platz.

„Viel Glück, mein Junge," sagte Bagwandas, „hoffen wir, daß du diesmal Glück mit deiner Ehe hast. Aber vergiß das eine nicht, Khadia: Ehe ist nicht Liebe, und wenn ihr euch noch so heiß liebt. Ehe ist ein Vertrag, den man auf Treu und Glauben halten muß, so gut wie jeden andern Vertrag, unter den wir unsern Namen gesetzt haben; vergiß das nicht!"

Es wurde Tee herumgereicht; Bagwandas gehörte zu den Vornehmen, folglich bekam er seine zwei Tassen auf einmal.

Draußen dröhnten unausgesetzt die Trommeln; die eine Gruppe löste die andere ab, und die Männer trommelten, als hänge Khadias und Rupsundaris Glück in der Ehe von dem Hämmern auf das Trommelfell ab.

Und nun kamen die Speisen.

Köstliche Dinge gab es; die Gäste wuschen sich die Finger. Der Reis wurde auf kleinen Holztabletten angerichtet. Khadias Vater tauchte die Finger ins Wasser und versprengte es, das Mahl war geweiht. Die bösen Geister waren verjagt, jetzt konnte man beginnen.

Der Guri erhielt seinen Platz, und leise kam Khadias Mutter hereingeschlichen, legte wie zufällig ein großes Stück gelber Butter auf die Platte des Guri, und den fetten Käse und den Mango daneben. Keiner sah sie, keiner sprach mit ihr, sie kam und ging wie die Diener; es wäre nicht guter Ton gewesen, sie während dieser Zeremonie als etwas anderes anzusehen. Sie sorgte für ihre Gäste, das war alles; aber den Guri vergaß sie nicht.

ULSTERS TOD

DAS Unglück geschah an einem hellen, blauen Morgen bei klarem Himmel. Niemand hatte geahnt, daß dieser Tag so leidvoll enden würde. Alle die jungen Flieger waren früh auf den Beinen gewesen. Schon bei Sonnenaufgang frühstückten sie zusammen, es galt nach Möglichkeit die Morgenkühle auszunutzen, ehe die Hitze kam. Ulster war ungewöhnlich fröhlich und ging mit unbändiger Lust an die Arbeit. Erst flog er mit einem Schüler und später allein.

Er liebte diese Flüge am frühen Morgen, sie erfüllten ihn mit einem Gefühl der Freiheit, als sei die ganze Welt sein eigen. In hellstem Licht schien das Dasein vor ihm zu liegen. Das Dasein, über das er freilich nie tiefer nachdachte und dessen Zukunft er sich nur in unbestimmten Träumen und Sehnsüchten malte. Er war ja jung, blühend jung, von brausendem Blut durchpulst und er empfand das mit doppelter Stärke gerade hier unter den Hindus, deren Leben in grüblerischer Resignation verstreicht. Dennoch liebte er diese in ihrer Art hochkultivierten Menschen, die ihn bewunderten.

Wie gern wollten sie lernen, aber entschlußlos von Natur, fehlte ihnen der eiserne Wille.

Ulster hob den Blick über sich. In gewaltiger Höhe entdeckte er Woods Maschine und steuerte ihr lang-

sam aufwärts entgegen. Im gleichen Augenblick zog Wood in einer großen Kurve nach Süden, die Sonne backbord.

Ulster drehte in südwestlicher Richtung ab, um ihn einzuholen; er wollte versuchen, ihn von oben her zu verfolgen.

Die Luft war ganz trocken, in der rasenden Fahrt aber wirkte sie doch kühl und erfrischend.

Unten dehnte sich ein Meer von Sand.

Winzig klein erschienen die Häuser und Zelte und die Rinder wie Käfer.

Ulster mochte wohl tausend Meter hoch gestiegen sein, als etwas geschieht ... Der Apparat neigt sich, sackt wie ein Stein abwärts. Ulster sieht es genau, kann es aber nicht verhindern. Nun ist es geschehen, denkt er...

Er sieht sich selbst als Knaben ... die Mutter ... die große Schwester, die so gut und klug war ... er sieht alles vor sich. „Ich lebe also ... lebe ... werde immer leben ..."

Ein Ritter mit offenem Visier, sieht er dem Tode gerade ins Auge. Sinnloser ist nie ein junger Mensch gestorben, so mitten in vollster Kraft, aber auch nie einer mannhafter. Wie er das Leben gelebt, zu allem bereit, so ging er auch in den Tod.

Sie zogen ihn unter dem brennenden Flugzeug hervor.

Willy landete in raschem Gleitfluge. Die Räder unter der Tragfläche zeichneten drei flache Streifen in den Sand, wie eine Schlittenspur. Der Sand stob zur Seite. Mit zitternden Knien sprang er heraus, fiel, erhob sich, lief, so schnell er nur konnte, und warf sich keuchend über den Freund, faßte dessen große Hand, hob sie auf... Tieferschüttert drückte er sie und streichelte sie leise.

Sie trugen den Toten auf den leeren Hof und gruben draußen in der Wüste eine Grube.

Unter dem gelben Sande fand Ulster sein Grab.

Die Nacht kam, die Sterne funkelten; diese neuen Welten, die fern im Weltenraume segeln als Zeugen der Unendlichkeit, bildeten die große Grabschrift der Natur über diesem jungen Flieger.

Am Grabe saß ein junger Hindu, einer von den Fliegern; er saß fast bewegungslos und murmelte vor sich hin, mit einem Stöckchen zeichnete er im Sande, wenn er nicht mit den Händen das Grab streichelte ... „Ins Nirwana," murmelte er, „ich sehe es ganz deutlich ... Du bist auf dem Wege ..."

Die Nacht verging und der Mond kam hervor.

Der Hindu schrieb in den Sand: „Er ist rein, er ist jung, kühn und verwegen, frei wie der Vogel über allen Wolken, denn er hat eine Seele."

Da wurde es im Osten hell. Der Morgenstern leuchtete matt am Himmel, Venus strahlte in voller Pracht, aber alle die andern Sonnen waren verschwunden und bald darauf kam der Tag.

Die Natur schrieb noch immer unsichtbar die unendliche Grabschrift der Ewigkeit, aber im Sande hatte der Mensch, der Hindu, siehtbar Worte geschrieben, die nur einen Tag überdauerten, bis der Wind den Sand verwehte.

Zum Schluß fügte er noch hinzu: „Ein guter Kamerad," und ging nach den Häusern hinüber.

PRABAKER

IN einer Sackgasse des indischen Viertels von Bombay, mitten am Tage bei brennender Sonne und starken Gerüchen, stand Prabaker und unterhielt sich mit einem Fremden aus den nördlichen Gegenden, einem Lazzarone, der gleich ihm selbst durch das Land gewandert war. Die Gasse hatte ihm seinerzeit sozusagen gehört, ein abgelegener Winkel der Großstadt, den er in- und auswendig kannte; hier hatte er oft auf Khadia gewartet, hier hatte er in einer armseligen kleinen Kneipe gegessen, wenn er ganz arm gewesen war, hier hatte er viele Freunde gehabt, alle Knaben der Nachbarschaft kannte er damals, hatte mit ihnen gekämpft, den einen und den andern gehaßt und manche gute Stunde mit ihnen verlebt.

Und in diesem Gäßchen stand er jetzt und sprach mit einem Wildfremden, obgleich er gerade hierhergekommen war, um allein zu sein und der alten Tage zu gedenken, oder vielleicht auch irgend einen Menschen aus jener vergangenen Zeit zu treffen. Widerlich war es, daß dieser fremde Kerl ihn störte.

Wie doch die Zeit vergeht, dachte er.

Er konnte gar nicht begreifen, daß dies noch der gleiche Ort sei; nicht eine Katze kannte er, alles war verändert, die Häuser verfallen, obwohl sie auch schon damals recht kläglich ausgesehen hatten. Wie hatte sich alles so schrecklich verändern können?

Wo waren die Kameraden? Er dachte an einen mageren, schielenden Bengel, der stahl, aber stets den Raub mit den andern teilte. Er war nach dem Süden gegangen, das hatte er zufällig im Basar gehört, irgend jemand hatte ihn in der Nähe von Madras gesehen.

Und dann der kleine Dralle mit den runden Wangen, dieser zarte, mädchenhafte dunkle Knabe, den alle umschmeichelt hatten, der aber log und winselte, wenn man ihn schlagen wollte. Ein erbärmlicher Kerl, dachte Prabaker, ein schlechter Kamerad.

Er blickte auf die gegenüberliegende Mauer; dort war ein Fenster offen, es ging merkwürdigerweise nach dem Gäßchen hinaus. Vor langer Zeit war er in dies Fenster hineingestiegen und hatte die Bewohner erschreckt. Es sollte ein Spaß sein, aber man hatte ihn verprügelt und des Diebstahls beschuldigt. Er errötete noch jetzt vor Zorn. Der fremde Mann sprach weiter auf ihn ein, erzählte von Basaren und Eisenbahnfahrten, und von den Khansamas, den Pförtnern der Travellershouses in Städten mit fremden, wunderlichen Namen, während Prabaker nur halb zuhörte.

Endlich verließ er das Gäßchen in zwiespältiger Stimmung und fand erst jetzt einen Vorwand, den Aufdringlichen loszuwerden; als er aber frei war, konnte er gar nicht begreifen, warum er ihn nicht längst zum Teufel geschickt hatte; aber so war er einmal, immer freundlich und gut, aber jetzt war es genug.

Wieder stand er in dem Gäßchen allein und konnte sich nicht losreißen. Seltsam: wo er auch immer in Indien gewesen war, stets hatte es ihn nach dieser armseligen kleinen Gasse gezogen, und jetzt, da er hier war, konnte er seine Sehnsucht gar nicht begreifen. Jetzt zog es ihn wieder mächtig hinaus in die großen Städte Indiens mit ihren tausend Gassen und Straßen,

die ihn stärker zu rufen schienen, als jemals dieser Winkel ihn gerufen hatte.

Aber so ist es: einem Menschen ist nichts widerwärtiger, nichts quälender, als das Vergangene noch einmal zu erleben, sei es Gutes, oder Schmerzliches. Hier zwischen diesen halbverfallenen Hütten lag ein Teil seiner selbst bestattet, doch daneben flammten zehntausend neue Prabakers, blühten und sproßten! Aber wie einsam war er, verlassen und ohne Freund. Schwarz, leer, öder als Wüste und Meer war jetzt diese Gasse; nicht einen Augenblick länger wollte er bleiben, fort ... und damit bog er um die Ecke und ging.

Plötzlich stand er vor einem Manne mit einer Klappe vor dem Auge gegenüber, einem großen, mageren, vornübergebeugten Manne; er hinkte ein wenig, zog das eine Bein nach und war armselig gekleidet, doch sein Hinduzeichen trug er an der Stirn. Er hielt Prabaker an. Aber obwohl Prabaker jetzt entschlossen war, ihn von sich zu weisen, konnte er es doch nicht; auch diesmal gelang es ihm nicht.

Der Mann flüsterte ihm etwas zu. Das Blut erstarrte in Prabakers Adern, eiskalt lief es ihm über den Rücken, und blindlings folgte er dem Lahmen, ohne ein einziges Wort zu sagen. Langsam wanderten sie durch zwei, drei Straßen. Als sie um eine Ecke bogen, richtete der Mann sich auf einmal zu einer ganz respektablen Länge auf. Und nun gingen sie rasch weiter, der Mann hinkte nicht mehr, sah aber alle, die ihm begegneten, mit noch schielenderen Blicken an als vorher. Endlich öffnete er eine Tür und sie glitten hinein.

Sie gingen durch einen dunklen, drückend heißen Gang über einen Hof bis zu einer Treppe und kamen auf einen Balkon.

„Lege dich hin," sagte der Mann und deutete auf eine Matte, dann ging er hinaus und Prabaker war allein.

Ja, jetzt erinnerte er sich: auf einer der letzten Versammlungen kurz vor der Revolution hatten Khadia und er ihn getroffen. Dieses katzenfreundliche, zuckersüße, widerliche, abscheuliche Stinktier. „Bezahlen!" Wieviel hatte er doch gesagt? Hundert Rupien? War er verrückt, total närrisch? Prabaker holte vorsichtig sein Geld heraus und zählte dreißig Silberrupien und sieben Annas in Kupfer und Nickel, das war alles; würde er sich mit fünfundzwanzig begnügen, so wollte Prabaker bezahlen, um Ruhe zu haben, auch um Khadias willen, aber mehr nicht einen Deut.

Da ertönten Schritte, in aller Eile versteckte er die fünf Rupien und die sieben Annas im Turban und ließ den Rest im Geldbeutel.

Der Mann stand vor ihm.

„Hast du es dir überlegt?" sagte er verschmitzt, „du kannst ebensogut gleich bezahlen, her mit dem Geld; wieviel hast du?"

Nun aber geriet Prabaker in Wut.

„Fünfundzwanzig sollst du haben, nicht einen Deut mehr," sagte er hitzig, „das ist alles, was ich besitze."

„Her mit dem Geld!"

„Warte, erst müssen wir im Klaren sein," sagte Prabaker und sah ihn fest an. „Ich habe nur dieses Geld . . . genügt es, so sollst du es haben; aber bestimmten Bescheid verlange ich."

Im Nu hatte der Mann Prabaker beim Kragen, und eng verklammert wälzten sie sich kämpfend übereinander. Die Turbane lösen sich und Geld klirrt über den Fußboden — Rufe und Geschrei.

Prabaker ist am Ersticken, die Faust seines Gegners hält seine Kehle umklammert, aber plötzlich faßt er

einen Finger, den linken kleinen Finger des Mannes und biegt ihn nach hinten — ein Geheul wie das eines Tieres, das geschlachtet wird, und wieder wälzen sie sich auf dem Boden. Diesmal hat Prabaker die Oberhand, rasch setzt er sein Knie dem andern auf die Brust und packt seine Kehle. Dicht neben ihm liegt ein Strick, er war wohl für ihn selber bestimmt; hastig greift er danach, schlingt ihn um den Gegner, zieht fest an und stemmt ihm das Knie auf die Brust. Kräfte hat er in Armen und Beinen, gute feste Muskeln vom Reiten und Arbeiten; jetzt kann er sie brauchen. Der Mann, der unter ihm liegt, schlägt aus wie ein Pferd, aber Prabaker schlingt ein Ende des Strickes um ein Bein des Mannes; jetzt heißt es nur noch das andere binden.

Im selben Augenblick macht der Mann eine Wendung und Prabaker liegt unten.

Verteufelt! Er fühlt einen gewaltsamen Druck, das Blut jagt ihm in den Kopf; mit aller Kraft reckt er sich und stößt den Kerl von sich.

Er ist frei, aber auch der andere ist seiner Fessel ledig.

Der Kampf beginnt von neuem. Diesmal ist er nicht so leicht, aber plötzlich faßt Prabaker unerwartet den Strick und zieht ihn an; er war dem Mann um den Hals geglitten, die Augen stehen ihm aus dem Kopf, er ist blau und violett im Gesicht, dem Ersticken nahe, die Zunge hängt ihm aus dem Halse.

Prabaker läßt nach, ein rascher Griff, der Strick liegt jetzt um die Schultern, der Mann ist gebunden.

Er steht und sieht ihn an.

Da liegt der Kerl!

Er winselt kläglich, jetzt will er nicht eine Kupfermünze haben, nicht ein Wort sagen, nur wieder frei sein.

„Damit du Khadia und mich an die Engländer verraten kannst, he?“ sagte Prabaker. „Jeden Monat, jede Woche willst du von neuem versuchen, Geld von uns zu erpressen, bald von dem einen, bald von dem andern, aber du hast dich verrechnet!“

Damit spie er dem Mann ins Gesicht, sammelte sein Geld zusammen, ordnete seinen Anzug, band seinen Turban und ging.

Er begab sich geradenwegs zum Polizeibüro.

„Wir haben an den heimlichen Versammlungen vor der Revolution teilgenommen,“ sagte er, „Khadia und ich, wir beide; aber wir sind auch in Museen und Tempeln, auf Bahnhöfen, in Restaurants gewesen, irgendwo mußten wir doch sein. Als wir zu der Versammlung gingen, wußten wir ja nicht, um was es sich handelte (hier log er); später sind wir nicht wieder dagewesen . . . und nun wollte dieser Mann, den ich gar nicht kenne, Geld von mir erpressen; und dabei war er selbst dabei, genau wie wir.“

Der Polizeikommissar ließ ihn ruhig ausreden; ihm gefiel die Offenherzigkeit des Burschen, seine Art, sich zu verteidigen, während der Zorn ihm aus den Augen leuchtete.

„Ist er noch gefesselt?“ fragte er.

„Ja, er ist gefesselt mit dem Strick, der für mich bestimmt war.“ Prabaker konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, auch der Polizeikommissar lächelte.

Aber der Engländer nahm einen ernsten Ton an: „Jetzt ist es genug. Wir wollen den Mann holen.“

Er rief einen Sikh-Mann, ein großes Skelett mit einem langen, aufgerollten Bart, und befahl ihm, zusammen mit zwei andern den gebundenen Mann zu lösen und ihn ins Polizeibüro zu bringen.

Das Verhör war beendet.

Prabaker kam mit einer Verwarnung davon. Gott weiß, warum er verwarnt werden mußte. Der Erpresser dagegen wurde angeklagt und mußte lange Zeit im Gefängnis sitzen.

„Man muß sich nur benehmen können," dachte Prabaker, als er fortging; wie ein Vogel flog er aus dem Käfig, jubelnd ging er die Straßen entlang, zuerst mußte er etwas essen; es schmeckte prächtig, er hatte ja noch all sein Geld, und so kaufte er sich Zigarren; jetzt wollte er noch einmal in das alte Gäßchen gehen, wollte es noch einmal erleben.

Als er wieder darin stand, hatte es ein neues Gesicht; es war lebendig geworden, aber in ganz anderer Weise. Jetzt sollte ein Fremder einmal versuchen, Prabaker anzureden, dann sollte er Bescheid bekommen . . . Wo mochten sie nur sein . . . all die andern . . . die Knaben aus den alten Tagen . . . Da fiel ihm ein, worüber er und Khadia so oft gesprochen hatten; nicht tote Dinge haben Wert; die Werte liegen nicht außerhalb, sondern in einem selbst . . . das war nicht sein eigener Gedanke, aber gerade in diesem Augenblick fielen ihm Khadias Worte ein, und er verstand sie, als höre er sie jetzt zum erstenmal, und jetzt verstand er auch Khadia, wie er ihn noch nie verstanden hatte. O, wie er sich nach ihm sehnte, wie er sich danach sehnte, mit ihnen zu sprechen.

DIE ALTE SATARA

KHADIA wohnte noch immer in Nasik City in seinem Elternhause. Für ihn waren es gute Tage; er aß, badete jeden Tag, streifte durch die Umgegend und die Gärten und ruhte sich unter den Mangobäumen aus. Er hatte nicht viel zu tun, für ein paar große Kaufleute erledigte er die englische Korrespondenz, half ihnen auch bei der Buchführung und bekam seine Arbeit gut bezahlt. Dabei brauchte er daheim kaum etwas auszugeben. Rupsundari und er, zwei mehr oder weniger in einem großen Hause, das machte nicht viel aus, manchmal gab er der Mutter Geld oder kam vom Markt nach Hause mit einem Knaben, der einen großen Korb voll Obst und Gemüse brachte. Er ließ ihr auch Milch oder Butter schicken, wenn er zufällig Geld in der Tasche hatte.

Im übrigen ging er jeden Tag auf den Markt, kaufte für die Familie ein und bekam Geld von der Mutter. Khadia kaufte gern ein und verstand sich darauf. Er konnte feilschen, ohne die Leute zu beleidigen.

Aber für die arme Rupsundari begann eine ernste Zeit. Gleich nach der Hochzeit hatte sie zu spüren bekommen, daß im Hause die Schwiegermutter regierte. Mit Khadias Mutter war nicht zu spaßen, sie war den ganzen Tag hinter dem jungen Mädchen her und ließ sie immer wieder fühlen, daß sie nur eine Witwe und deshalb nur eben geduldet sei.

Die arme Rupsundari, was sollte sie tun? Bei Khadia mochte sie sich nicht beklagen; sie liebte ihn ja, was war sie ohne ihn? von ihr sollte er nicht ein böses Wort über seine Mutter hören — es war ja doch seine Mutter, der Mensch, den Khadia nächst ihr am meisten liebte.

Es kamen auch Tage, an denen Khadias Mutter anders war, fast liebenswürdig, und zwar immer, wenn sie sich gesund und frisch fühlte und wenn die Dinge gingen, wie es ihr genehm war, vor allem, wenn der Vater reichlich Geld schickte und sie bat, es für sich und die Ihren zu verwenden und sich nichts abgehen zu lassen.

Khadias Mutter war nicht schlechter als andere Frauen ihres Alters; sie hatte Kinder geboren, viel erduldet, und mußte nun ihren Mann entbehren.

Die Bitterkeit wuchs mit jedem Tage. Sie kränkelte — Leber und Milz waren angegriffen. Sie aß wenig und mit Unlust und wurde oft von Erbrechen geplagt.

Längst hatte sie auch den gesunden Schlaf verloren, das ganz tiefe, bewußtlose, fast tierische Ausruhen. Sie schlief mit offenem Ohr; alle Laute, das kleinste Geräusch weckten sie sofort. Und dann lag sie wach und grübelte und quälte sich mit den Kleinigkeiten, die ihr am Tage verkehrt gegangen waren.

Ihre Altäre versorgte sie jetzt in ihren reifen Jahren fleißiger und besser als früher, und obwohl Rupsundari oder eine andere Frau im Hause die Götter und die Schalen, die Opfergeräte und alles andere putzen mußten, verging doch nicht ein Tag, an dem sie nicht selber jedes einzelne Stück nachrieb, so daß es glänzte wie Glas.

Die jüngsten Kinder waren jetzt herangewachsen, im Hause wurde es ruhiger; vielleicht würde Rupsundari

Kinder bekommen, es fehlte ja bloß noch, daß sie Khadia um einen Sohn betrügen würde; die Galle begann in Khadias Mutter wieder zu wirken.

Nun wohnte aber im Hause eine alte, abgezehrte Frau, die dort schon zu Lebzeiten der Großmutter gehaust hatte. Sie war eine Sudra, aber der tägliche Verkehr mit vornehmen Hindus während eines halben Jahrhunderts hatte sie beeinflußt; sie fühlte und dachte wie eine Hindufrau; natürlich wußte sie sehr wohl, daß sie es nicht war, und doch verachtete sie die Sudras, ihre eigene Kaste.

Sie hieß Satara. Eigentlich war das der Name einer Stadt südlich von Bombay, aus der sie stammte. Sie konnte von dieser Stadt erzählen, die nur zwanzigtausend Einwohner hatte und für sie doch eine Welt war und herrlicher als alle anderen. Sie lag in einem Tal oder einer Schlucht, von wo man leicht in die Mahabaelschwar-Berge kommen konnte, und dort war frisches, wohlschmeckendes Trinkwasser. Von Appa Schib, der den neuen Palast neben dem alten gebaut, konnte sie berichten und von den wundervollen Parken, und sie wußte eine Geschichte von einem langen Schwert, das drei Fuß und neun Zoll lang war; oder sie erzählte von dem alten Fort mit seinen Kanonen. Khadia kannte alle diese Geschichten von Kindesbeinen an; es war fast, als habe er sie selber erlebt.

Nun hatte Satara kürzlich eine Reise in ihre Heimat unternommen, und dort war inzwischen vieles anders geworden; ihr hatte die Stadt früher besser gefallen. Sie kehrte zurück und vergaß den Eindruck, in ihrer Vorstellung aber lebte die Heimatstadt fort, wie sie sie selbst in ihrer Jugend gekannt.

Satara vergötterte besonders Khadias Mutter, die sie aus der Tiefe emporgezogen hatte, und das vergaß sie nie; sie war treu und gehorsam, das heißt,

sie stahl ein wenig, aber mehr aus alter Gewohnheit. Sie hatte nämlich gern einen jungen Mango für sich allein, besonders nachts, wenn es kühl war, oder sie brachte etwas Butter für ihren Reis beiseite. Ueberhaupt aß sie am liebsten außerhalb der Mahlzeiten und meistens in der Nacht, ganz leise stand sie dann auf, tappte in die Küche und fischte sich aus Töpfen und Schüsseln ein paar gute Bissen heraus. Wachte Khadias Mutter dann auf, was dann und wann geschah, so war sie keck genug, sobald die Frau rief, zu ihr hineinzugehen und sie zu fragen, ob sie ihr nicht ein wenig zu essen holen solle, irgend einen leckeren Bissen, und obwohl es spät in der Nacht war, endete es immer damit, daß sie irgend etwas Gutes für Khadias Mutter holen mußte.

Auch Khadia liebte Satara; sie strich ihm sanft über das Haar, wusch seine Sachen, legte sie ihm zurecht, reinigte draußen im Hof seine staubigen Pantoffeln und stellte sie auf die Schwelle vor die Tür; sie wurde zu jeder Arbeit gebraucht und trug die abgelegten, abgetragenen Kleider der andern.

Von Lohn war nicht die Rede; aber das war auch einerlei, Satara brauchte kein Geld; so ganz erfüllt war sie von dem Hause, so innig nahm sie an allem teil, was um sie her vorging, daß sie sich reich, froh und zufrieden fühlte.

Vergaßen sie denn nicht eigentlich alle, daß sie nur eine Sudra war? Sie selber vergaß es ja auch oft; ging es den andern nicht ebenso?

Beim Bade hielt sie sich natürlich unterhalb der Kasten in der Nähe der Tiere auf, aber sie hielt das Baden ebenso sorgfältig inne wie die Hindus und bewahrte auf dem Nachhausewege ihren Schatten so sorglich vor jeder Besudelung, als sei sie rein wie die andern.

Sie goß oft Oel auf das wunderliche Götterbild, das die Geschlechter darstellt; aber sie selber war nie verheiratet gewesen und hatte keine Kinder bekommen.

Trotzdem aber war nichts Altjüngferliches an ihr; sie hatte wohl dann und wann einmal in den Zuckerfeldern oder den Gärten doch nachgegeben; sie liebte Hochzeiten und Säuglinge und pries die Schönheit der Männer in einer bizarren, dabei aber natürlichen Art.

Anfangs nun war Satara sehr kühl gegen Rupsundari gewesen, weil sie eine Witwe war; aber im Lauf der Zeit merkte sie, daß diese kleine Frau herzensgut und ehrlich war und ihren Schutz nötig hatte. Und dann bekam sie auch dies und jenes von Rupsundari, allerlei Kleinigkeiten, wenn Khadia seiner Frau Geld gegeben hatte.

Sie gingen wohl auch zusammen in die Basare, wo fast immer ein Stück Baumwollzeug abfiel, etwas feiner Musselin oder ein klarer Schleier zum Sonnenschutz; und wenn sie dann nach Hause kamen, so legte Satara geheimnisvoll das Neuerworbene in einen alten Kasten, der in einem dunklen Loch neben der Küche stand.

Sie zog ihn nur selten heraus, aber bisweilen schlich sie allein in die Kammer und sah die Sachen durch. Es waren zerbrochene Kupfergegenstände, geborstene Messinggefäße, Bänder und Reste von abgelegten Turbanen; aber es war ihr Eigentum, in ihren Augen waren es Heiligtümer. In ihnen besaß sie eine Welt für sich selbst.

Khadia kannte ihr Geheimnis gut; oftmals hatte er als Knabe dies und jenes aus der Truhe entliehen, um damit zu spielen, und hatte es natürlich zerrissen oder weggeworfen; aber geizig war Satara nicht, sie

verschenkte gern. Denn wäre sie knauserig gewesen, so hätte ihre ganze Sammlung längst nicht mehr in dem Kasten Platz gehabt. So aber wuchs sie etwa im gleichen Verhältnis, wie sie abnahm.

„Du bist so rund geworden," sagte sie eines Tages freudestrahlend zu Rupsundari. „Laß einmal nachfühlen," und damit glitten Sataras Finger tastend über Leib und Hüften der jungen Frau, die wartend still stand. . .

„Es wird ein Kind. . . wenn es doch ein Knabe wäre!"

Und damit trabte Satara leise davon, schlich in ihre Kammer, nahm eine zersprungene Flasche mit Oel und goß es, ohne daß jemand es sah, auf das Götterbild der Fruchtbarkeit.

Aber Rupsundari war von wilder Freude erfüllt; um Khadias, um ihrer selbst willen wollte sie einen Sohn gebären, der die Familie in Ehren hielt.

WANDERUNG

DIE trockene Zeit in Indien hatte begonnen; es war schon Ende November, so daß die Hitze nicht mehr gar so heftig war. Prabaker war von einer unbändigen Reiselust erfaßt worden; wieder zu wandern, jede Nacht in anderer Umgebung zu schlafen, etwas Neues zu erleben, fremden Menschen zu begegnen und sich durchzuschlagen durch Dick und Dünn. Erst war er mit der Eisenbahn nach Nasik City gefahren, um Khadia abzuholen, aber Khadia war noch zu jung verheiratet, um Rupsundari zu verlassen. „Nicht jetzt, Prabaker," sagte er, „aber bleib hier und leiste uns Gesellschaft."

Es verging eine Woche, es vergingen zwei, und Prabaker blieb; aber eines schönen Morgens war er weg; der einzige, dem er lebewohl gesagt hatte, war Khadia, und wäre Khadia nicht gerade an diesem Tage ungewöhnlich früh auf den Beinen gewesen, so hätte Prabaker wohl auch ihm nicht mehr die Hand gedrückt, nicht aus Groll oder aus Undankbarkeit, sondern einfach, weil es ihm so am natürlichsten war; so war nun einmal seine Art, zu leben.

Er wanderte ostwärts über Lasalgaon und Manmad und folgte der Bahnlinie bis Chalisgaon, um Nagpur zu erreichen, und es war ein langer Weg.

Mehr als fünfhundert Meilen von Bombay liegt Nagpur mitten in Indien; und wollte er weiter nach

Kalkutta, so warteten seiner weitere siebenhundert. Aber was tat das? Er nahm es mit Ruhe. Machte in jeder Stadt, in jedem Flecken Station, immer in Erwartung des erhofften Abenteuers.

Nur vor Krankheiten fürchtete er sich, besonders vor Cholera und Pocken, und sie allein konnten ihn in die Flucht treiben.

Eines Nachmittags erreichte er Nagpur, kurz vor Sonnenuntergang. Das erste, was er, von Amraoti kommend, zur linken Hand sah, war ein großer See oder Wasserbehälter, der Stolz der Stadt, Phutala genannt. Nordwärts, zur Rechten, bemerkte er den Zug sanfter Höhen, während im Westen einige schroffe Berge unvermittelt aus der Ebene aufstiegen. Einer von ihnen war von einem Fort gekrönt.

Nun kam er an Gärten vorbei und an der großen Rennbahn.

Auf der Brücke, die über den Nag führt, stand er lange und starrte in die treibenden gelben Fluten hinein.

Wie es hier nach Orangen duftete! Eine Villa, ein Garten neben dem andern; ein Landsitz immer großartiger als der andere. Hier wohnten die Weißen, die Engländer; er sah sie auf den gewalzten Rasenflächen wandeln und auf ihren geräumigen Veranden sitzen, und wandte sich ab.

Ein süßer Duft von Lilien, Orangen, Reseden strömte ihm aus dem großen Park des Maharajs entgegen. Das Blut raste durch seine Adern und eine tiefe Sehnsucht stieg in ihm auf, hier zu wohnen, im Schatten dieser Bäume zu träumen.

Hinter dem Fort, jenseits des Bahndamms, lag die eigentliche indische Stadt. Hier wimmelte es von Hindus, hier leuchteten rote, gelbe, grüne Gewänder und Turbane, und halbnackte, schwarze Menschen oben

aus den Berggegenden, wunderliche Burschen mit platten Nasen und dicken Lippen, ganz unbekleidet, bis auf einen schmalen Lendengürtel, drängten sich gewandt und elastisch durch die Menge.

Jetzt ging die Sonne unter, und Prabaker mußte sich eilig irgendwo einen Platz suchen, wo er über Nacht bleiben konnte.

In der Nähe des Palastes des Rajahs Bhonsla, der mit seinen traurigen Resten aus schwarzem Basalt von vergangener Macht erzählte, lag Town Hall und dicht daneben eine vom Verkehr dröhnende Straße. Prabaker ließ sich von dem Strom treiben, kam in eine Nebenstraße und stand plötzlich vor einer niedrigen Tür. Er konnte hinüberschauen und erblickte auf einem freien Platz ein Feuer, an dem Leute saßen und kochten; der beißende Rauch vermischte sich mit süßlichem Ammoniakgeruch. Pferde, Hunde, Ochsen und Ziegen standen im Schatten.

Er öffnete die Tür und trat ein. Kläffend kamen ihm Hunde entgegen. Als er an Fez und Burnussen sah, daß er Mohammedaner vor sich hatte, grüßte er mit einem: „Aslem allikum“ und bekam ein „Allikum“ zur Antwort.

Sie forderten ihn auf niederzusitzen, blieben aber sonst stumm, stocherten weiter im Feuer, fachten die Glut an und setzten Töpfe auf, in denen Reis und Rüben kochten.

Die Pferde schnaubten und schlugen aus, weil die Mücken sie plagten.

Die Hunde hatten sich wieder beruhigt am Feuer niedergelegt und warteten schweifwedelnd auf ihr Futter.

Endlich nahm der Aelteste das Wort: „Wo kommst du her?“ sagte er zu Prabaker. „Aus Amraoto, Sidi,“ erwiderte Prabaker mit seiner höflichen Stimme.

„Doch nicht heute?“ sagte der Alte und schielte mit einem versteckten, lauernden Blick zu ihm auf.

„Nein, heute nicht, Sidi, natürlich nicht. Unterwegs war ich zwei Tage in Wardha, ich kenne Ibrahim, den stotternden Pferdehändler, der in der Nähe des Rao Bahadur Bachraj Tempels wohnt.“

Mit dieser Bekanntschaft war es nicht weit her. Prabaker hatte Ibrahim um die Erlaubnis gebeten, im Stall schlafen zu dürfen und war von einem der Diener mit Kaffee und Reis bewirtet worden. Am Morgen hatte er wirklich zufällig einige Worte mit Ibrahim selbst gesprochen. Der Mann hatte ihn stammelnd nach dem Zaumzeug gefragt, da er glaubte, Prabaker gehöre zu den Knechten.

Es klang aber sehr glaubwürdig.

„Verstehst du etwas von Pferden?“ fragte ein anderer.

Nun war Prabaker in seinem Element; denn für ihn war die Anknüpfung immer das Schwerste. Kannte man ihn erst, so hatten die meisten Vertrauen zu ihm und gewannen ihn lieb.

Prabaker war jetzt neunzehn Jahre alt, sah aber noch immer aus wie sechzehn. Er verheimlichte oft sein Alter, nur um nicht als Lügner zu gelten.

Das Feuer flammte auf, und er sah aller Augen auf sich gerichtet. Jetzt war eine sachliche Unterhaltung über Pferde eingeleitet.

Prabaker stand der Mund nicht einen Augenblick still. Eine Geschichte nach der andern gab er zum besten, und innerlich freute er sich auf den nächsten Morgen: da wollte er ihnen seine Reitkünste zeigen.

Aber inzwischen war er müde geworden, todmüde und hungrig wie ein Wolf; warum boten sie ihm denn kein Bad an? Das war doch das Wenigste, was sie tun konnten!

Als habe er seine Gedanken erraten, oder vielleicht auch, weil Prabaker sich die staubigen, schmutzigen Füße rieb, sagte der Alte plötzlich: „Hinten am Schauer in der großen Tonne ist Wasser. Patanghu, geh mit dem Knaben und hilf ihm!"

Da war es wieder: Knabe! War er nicht erwachsen und lebensklug für zwei? Aber er schwieg und folgte einem dreizehnjährigen Knaben, der aufgestanden war, auf den Fersen.

Der Knabe zündete einen Talglichtstummel an, klebte ihn mit dem heruntertropfenden Wachs auf einem Mauervorsprung fest, kauerte sich nieder, deutete träg mit dem Kinn auf die Tonne und den Wasserschöpfer und betrachtete Prabaker, der sich jetzt entkleidete.

Es war ihm eine Wohltat, das kühle Wasser über Körper und Glieder rieseln zu lassen; er schnaufte und keuchte und rieb sich tüchtig ab.

Wie wohlgebildet er doch war; die Beine hatten feste Muskeln vom Reiten und Wandern, die Arme waren stark und die Brust breit, aber die Hüften schmal. Kräftig und doch schlank. Die Haut war dunkelbraun, wie mit Walnußsaft eingerieben. Patanghu lief zurück, holte Seife und begann nun, Prabakers Rücken zu reiben, daß es schäumte.

Sie lächelten sich zu, und jetzt bekam Patanghu auch Lust, zu baden.

Fein und zart, schlank und dünn stand er neben Prabaker, und gegenseitig rieben und wuschen sie sich jetzt, spritzten und begossen sich mit Wasser.

Ein Hund kam hinzu, um das Wasser aufzulecken, aber er trollte sich wieder, als er die Seife schmeckte.

Als sie gesäubert wieder am Feuer saßen, wurde der Reis aufgetischt, und sie begannen zu essen. Prabaker hielt sich bescheiden zurück, wurde aber auf-

gefordert, zuzugreifen, und der kleine Patanghu war schon sein Freund und saß dicht neben ihm.

Die Mohrrüben waren weich und der Kaffee gut.

Die Pfeife kam zum Vorschein und gelbe Zigarren, und dann wollten sie mehr hören.

Aber Prabaker war zu schläfrig, jetzt nach dem Essen fiel ihm der Kopf nach vorn und er dämmerte vor sich hin.

„Du kannst ja bei Patanghu liegen," sagte der Alte. Gleich darauf lag Prabaker in tiefem Schlaf auf einer Matte, neben ihm der kleine Patanghu.

Ueber ihnen wölbte sich der ultramarinblaue, tiefe Sternenhimmel der Tropen.

Als Prabaker am nächsten Morgen die Augen aufschlug, wußte er nicht, wo er war; aber das geschah ihm jetzt häufig, denn fast täglich war er an einem andern Ort.

Neben ihm lag ein Knabe auf der Matte in tiefem Schlaf; jetzt wußte er es: das war Patanghu, und sie waren in Nagpur City bei einem Pferdehändler.

„Patanghu, Patanghu!" rief er und weckte den Knaben. „Patanghu, wir wollen baden!"

Der Knabe erwachte und dehnte sich, lächelte Prabaker verwundert an und rieb sich die Augen. Dann liefen sie nach der Tonne hinüber und badeten.

Als sie nackt dastanden und plätscherten, kam ein großer, ziemlich magerer Mann auf sie zu, ein Sikhmann aus dem nördlichen Indien; er ging wunderlich katzenhaft mit affektierten Bewegungen. Patanghu sagte er wie einem alten Bekannten guten Morgen, und plötzlich war es Prabaker, als sei auch er erkannt.

Es war der Pferdehändler, dem er gedient, als er mit Khadia bei dessen Rückkehr vom Ganges zusammentraf.

Der Pferdehändler begrüßte jetzt Prabaker, machte es sich auf dem Boden bequem und fragte ihn, wie es ihm gehe und wo er sich inzwischen aufgehalten habe. Er selber sei eine Zeitlang in Jubbulpore gewesen und nun zufällig nach Nagpur gekommen.

Er scherzte mit den Knaben, lachte ihnen zu, fragte, ob sie Zigaretten haben wollten und warf ihnen ein paar Münzen hin.

„Hier ist etwas zu machen," dachte Prabaker. Wenn er auch den Mann nicht leiden konnte, war hier doch eine Möglichkeit, Geld zu verdienen, die er sich nicht entgehen lassen durfte. Vielleicht konnte er seine Pferde versorgen. Er antwortete deshalb höflich auf alle Fragen und hielt sich an die Wahrheit, soweit es ihm paßte. Der Pferdehändler war bereit, die Knaben mit in die Stadt zu nehmen, aber dazu hatte Prabaker keine Lust; er wollte lieber allein sein und gab ihm rundweg, aber höflich dankend, eine Absage.

Dann brach er mit Patanghu, der ihm als Führer und Erklärer gute Dienste leisten konnte, nach Nagpur auf.

Sie wanderten zusammen durch die Straßen, nach indischer Sitte Hand in Hand, und waren bald in dem Ameisenhaufen von Nagpur. Ueberall Stimmengeschwirr und ein Gewoge festlich und bunt gekleideter Menschen.

Dicke Kaufleute saßen in den Basaren in ihren Buden auf großen weißen Kissen und fächelten sich, magere Fakire hockten in Reihen am Flusse, kleine Schalen neben sich, und bettelten. Barbiere seiften ihre Kunden unter Treppen oder im Schatten der Tempel ein, Wagen, von Ochsen gezogen, fuhren durch staubige Straßen und sperrten die Passage, Polizisten standen an den Straßenkreuzungen und dirigierten den Verkehr nach englischem Muster. Sie

waren gut dressiert; freundlich und zuvorkommend gegen Bessergekleidete, fuhren sie Knaben und ärmliche Menschen, besonders auch die Sudras und die Leute aus den Bergen, schroff an. Kam ihnen aber ein Fakir in den Weg, und sei es ein noch so schäbiger, vielleicht ein ganz nackter, so halfen sie ihm über die Straße. So ist Indien: Respekt vor Reichen, Respekt vor Heiligen, aber in erster Linie natürlich Respekt vor Weißen.

Die beiden Knaben speisten in einem kleineren Restaurant, saßen zusammengekauert auf dem Fußboden und aßen Reis mit Bohnen, mit Rüben und Sellerie untermischt, und tranken Wasser dazu.

An einer Straßenecke kaufte Prabaker Karamellen für Patanghu.

Der Knabe strahlte vor Freude und legte zum Dank die Hand an Stirn und Brust, als sei Prabaker ein vornehmer Herr.

Sie erstiegen das Fort und blickten weit über die Stadt hin, die wie eine Landkarte unter ihnen lag; versunken schauten sie hinunter, bis sie von einem Posten weggewiesen wurden.

Draußen in dem großen Park saßen sie unter Palmen und betrachteten die Schwäne und die Blumen.

„Ich möchte auch gerne durch das Land wandern wie du, Prabaker," sagte der Knabe und sah seinen neuen Freund bewundernd an.

Prabaker lächelte und schlug ihm auf die Schenkel: „Du hast ja deine beiden Beine, nur los, Patanghu, gebrauche sie, dazu haben wir sie ja bekommen."

Kurz darauf fragte er Patanghu, was er von dem Pferdehändler halte.

„Ich weiß nicht recht," sagte Patanghu langsam, „zuerst mochte ich ihn nicht leiden; aber später ging es besser; und du, was meinst du?"

„Das will ich dir ganz ehrlich sagen, Patanghu," erwiderte Prabaker und kniff nach englischer Art das eine Auge zu, wie er es Willy Wood hatte tun sehen. „Ich glaube, er ist gefährlich. Er kann jeden brauchen, wenn er nur Geld dabei verdient. Ich habe ihm lange genug gedient, um zu wissen, daß er betrügt, wie der schmutzigste Jude; er ist nicht umsonst durch Pferdehandel reich geworden. Aber mir ist das einerlei; wenn ich ihn eine Zeitlang brauchen kann, so tue ich das und pfeife hinterher auf ihn."

Sie gingen weiter und kamen an den Fluß.

Das Wasser wälzte sich träg unter der Brücke hin, und die Knaben blieben stehen und starrten in den gelben Strom hinunter.

Der Himmel bewölkte sich und drohte mit Regen; und deshalb eilten sie heim.

Der Pferdehändler hatte es wirklich auf Prabaker abgesehen, aber sein Angebot war gut. Es mußten einige Pferde aus Jubbulpore geholt und mit der Bahn nach Kalkutta geschickt werden; Prabaker sollte sich der Tiere annehmen und mitfahren, dafür sorgen, daß sie genügend Wasser bekamen und in Kalkutta ein Auge auf sie haben. Waren sie dort angelangt, so gab es mancherlei anderes zu tun; der Pferdehändler, der Ställe in der Hauptstadt hatte, schwatzte unermüdlich.

„Ich bin bereit," sagte Prabaker, obwohl es ihm leid tat, Nagpur gleich wieder verlassen zu müssen; auch wollte er sich nicht gern von Patanghu trennen. Wie wäre es, wenn er den Knaben mitnähme?

Spät am Abend fuhr der Zug nach Jubbulpore ab, Prabaker und Patanghu hatten ihre guten Fahrkarten in der Hand und wurden nicht zurückgewiesen, son-

dern bohrten sich durch das Gewimmel, um zuerst am Zuge zu sein.

Der Pferdehändler hatte sich bereit gefunden, die Fahrkarten zu bezahlen, zwei waren besser als einer bei den Tieren, und er brauchte dem Knaben ja keinen Lohn zu geben.

So sausten sie denn dahin, zur Verwunderung Patanghus, der zum erstenmal mit der Eisenbahn fuhr. Freilich hatte er schon oft einen Zug gesehen; aber selber mitzuwirken, als Reisender aufzutreten, das war doch etwas ganz Aufregendes. Doch er saß mäuschenstill und wollte sich nichts merken lassen.

Mit dem Bengal-Nagpur-Expreß fuhren sie zunächst nach Condia, dann mit einer andern Bahn nach Nainpur und endlich nach Jubbulpore.

Die Nacht war kalt. Die Knaben streckten sich auf einer Bank aus und wärmten sich aneinander. Der Tag brach an, sein erstes Licht beleuchtete eine ziemlich sandige, aber sonst fruchtbare Gegend. Als die Bäume der Station Jubbulpore in Sicht kamen, war die Sonne schon heiß und alle Kühle verschwunden. Der Bahnhof lag einen halben Kilometer von der Stadt entfernt, aber sie fuhren flott in einem Ochsenkarren mit Sonnendach, denn Prabaker liebte es, so als Passagier dazusitzen und an die Zeit zu denken, da er selber noch Kutscher in Bombay war und sich plagen mußte. Jetzt führte er doch ein freieres Leben!

Der Weg wimmelte von Fahrzeugen, denn diese Station war einer der größten Bahnknotenpunkte Indiens, und die Stadt hatte mehr als hunderttausend Einwohner. Hier hatte die geheime Gesellschaft, die Thugger, ihren Sitz gehabt, die jetzt von Oberst Sleemann erbittert verfolgt wurden. Die Thugger plünderten die Reisenden und töteten sie; sie vergossen kein Blut, sondern wandten Gift an oder erdrosselten

ihre Opfer langsam; sie taten es, um ihren Göttern wohlgefällig zu sein; es war allmählich eine religiöse Handlung geworden.

Prabaker wußte Patanghu lange Geschichten von den Thuggern zu erzählen, ganz unheimliche Dinge. . .

„Gut, daß du sie nicht im Finstern erzählt hast, Prabaker,“ sagte der Knabe. „Wäre es jetzt Nacht, so würde ich mich fürchten.“ Prabaker lachte.

„Sind viele Thugger hier in der Stadt, Prabaker?“ fragte der Knabe weiter.

„Nein, heute ist das alles nur noch eine Sage,“ erwiderte Prabaker, „aber eines schönen Tages werden wir sie vielleicht wiedersehen, wer kann das wissen.“

Die Pferde fanden sie in einem offenen Hofraum am östlichen Ende der Stadt. Zwölf von ihnen sollten verschickt werden, die übrigen blieben hier.

Der Stallknecht wußte Bescheid und ordnete alles, so daß sie keine Schwierigkeiten hatten; sie konnten in den Ställen übernachten, da die Versendung erst am nächsten Tage erfolgen sollte.

Im Zuge hatten sie von der Glasfabrik erzählen hören, und Prabaker hatte noch nie in seinem Leben gesehen, wie Glas geblasen wird.

Die Glasfabrik lag ein Stück außerhalb der Stadt. Es war ein verhältnismäßig großer Raum, in den sie kamen, Fußboden und Wände waren aus Lehm, es war kühl hier und guter Durchzug, aber als sie tiefer in die Bläserei hineingingen, war die Hitze erstickend; rotglühend floß die Masse aus dem Ofen und wurde mit einem Löffel ausgeschöpft. Männer tauchten Röhren in die fließende Masse und bliesen Seifenblasen; später formten sie diese nach ihrem Belieben, durchschnitten sie mit Scheren, bogen und glätteten sie und wendeten sie schließlich um. Wie durch Hexerei

entstanden Vasen, Kannen, Gläser, Götterbilder, die wunderlichsten Dinge. Prabaker sah mit offenem Munde zu, Patanghu war stumm vor Bewunderung und verriet mit keinem Wort, daß er tief ergriffen war.

Als sie fortgingen, hatte jeder von ihnen ein Götterbild in der Hand, das noch ganz warm war. Feine, zerbrechliche Dinge waren es, und sie nahmen sich vor, sehr behutsam damit umzugehen, aber als die Knaben an der Kanonenfabrik vorbeigingen, wurde ganz unerwartet auf der Werft ein Schuß gelöst, und der Gott war zerbrochen.

Im Bummelzuge nach Kalkutta schlugen die Pferde um sich, trampelten und bissen.

Patanghu war sehr ängstlich, aber Prabaker wußte sich zu helfen; er hatte einen Bambusstock bei sich und schnitt dem Knaben auch einen, und so hielten sie sich die Tiere vom Leibe.

Meistens saßen sie auf dem Dach, auf der Schattenseite, aber in der allerheißesten Zeit hielten sie sich bei dem Zugführer und dem Personal auf.

Auf einzelnen Stationen gaben sie den Pferden Wasser und sorgten, daß die Krippe mit Heu gefüllt war.

Der Zugführer trug einen weißen Helm, wie ein Europäer, aber es steckte doch ein guter Hindu in ihm, und er unterhielt sich mit den Knaben und ermunterte sie zum Erzählen. Es wurde Tee gekocht und Reis in Schalen aufgetischt, und als sie einmal auf einer Station einige Stunden Aufenthalt hatten, nahm er sie mit zum Stationsvorsteher, bei dem sie ein Bad nehmen konnten.

Kurz, die Reise war sehr vergnüglich.

Es dauerte jedoch einige Tage, bis sie die Stadt erreichten.

Der Pferdehändler nahm sie in Kalkutta in Empfang. Die Papiere mußten geprüft werden, aber um die Mittagszeit hatten sie die Pferde doch im Stall.

Und nun konnten die Knaben am Nachmittag einen Rundgang durch diese Riesenstadt machen; sie hatten ja Geld, wohlverdientes, denn der Pferdehändler hatte ihnen einige Rupien zugesteckt.

Lange, moderne Straßenbahnen rasselten dahin, Autos und Cabs und Ochsenwagen, ein Verkehr, der fast alles übertraf, was sie bisher gesehen hatten; sogar Prabaker war verwundert, obwohl er doch in Bombay gewohnt hatte.

Schwül und erstickend erschien ihnen die Luft, eine ganz unnatürliche Müdigkeit befiel sie; Patanghu wurde schläfrig, Prabaker aber ging träumend umher, als sei er ein anderer und habe sein eigenes Ich neben sich, leibhaftig und doch fremd.

Sie waren über den Dalhousie Square gegangen bis zum Bankshall Ghat und setzten sich auf die Stufen. Unter ihnen glitt der Hugli dahin, gelb und grau mit wunderlichen Streifen; alles Mögliche trieb mit der Strömung, tote Tiere, aufgeschwollen und stinkend, vermoderte Pflanzenteile und Baumstümpfe. Es war ein widerlicher Anblick, wenn man sich alle die Millionen vorstellte, die in diesem Wasser gebadet hatten, seit es oben auf den schneeweißen Gipfeln des Himalaja dem Gletscher entsprungen war; wenn man an alle die Tiere dachte, die darin gewatet waren, an alle die Kloaken der Hunderte von Städten, die unterwegs ihren Unrat in den Strom entleert hatten. Dieser Fluß hier in Kalkutta war kein heiliger, weit eher ein verpesteter Höllenstrom, der Krankheit und Tod

brachte und Billionen und Aberbillionen von Bakterien dem Meere zuführte.

Fetter, gelber Schlamm hatte sich im Laufe der Jahrtausende im Fluß abgelagert, ganz Kalkutta war auf diesem Schlamm aufgebaut, der von den Bergen, von den Landstrichen an den Ufern des Ganges angeschwemmt war, gedüngt mit dem Kot der Städte, die seine Ufer umsäumten. Dieser Schlamm trieb mit dem Fluß dahin, ins Delta hinein, färbte als ein gelber, ein graugelber Streifen kilometerweit das Meer schmutzig gelb und zeichnete draußen im Bengalischen Meerbusen eine Landkarte, gelb in blau, einen seltsamen Gegensatz zu dem reinen, klaren Meere.

Am gegenüberliegenden Ufer befand sich der Riesenbahnhof, auf dem sie die Züge pfeifen hörten; weiter westlich am gleichen Ufer sprangen alle die großen Molen für den Export und Import in den Hugli vor.

Fähren fuhren hinüber und herüber, tuteten und klingelten, altmodische Fahrzeuge trieben flußabwärts, und über die Huglibrücke flutete der Verkehr.

Der Pferdehändler hatte noch Verwendung für die beiden Knaben; die paar Rupien für die Fahrkarten sollten nicht weggeworfen sein.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft in Kalkutta war großer Pferdemarkt in der Stadt, da galt es einen Hauptschlag zu tun! Am Morgen erfuhren Prabaker und Patanghu, daß sie die Söhne des Pferdehändlers zu spielen hätten. Patanghu sollte der Kleine, Naive sein, der alles ausplauderte, und auch Prabaker bekam den Auftrag, sich dumm zu stellen. Das würde nicht schwer sein, denn wenn man klug ist, kann man

immer den Idioten markieren, schlimmer war es mit dem Kleinen.

Sie sollten bei den Pferden stehen, Namen und Adresse ihres „Vaters“, des Pferdehändlers nennen. Sie sollten erzählen, die Pferde seien eigentlich nach England für Offiziere bestimmt, aber es sei wohl besser, sie nach Australien für die Rennplätze zu verkaufen, denn es seien prächtige Tiere, gut gehalten und von edler Abstammung. In Australien verstehe man sich auf Pferde und zahle gut.

Nach einem kräftigen Morgenmahl nahmen die Knaben Aufstellung, gut angezogen und sauber neben den gestriegelten Pferden, deren Mähnen mit Bändern durchflochten waren. Die Knaben selber hatten ihren Turban mit Blumen geschmückt und trugen Blumenkränze um den Hals wie zu einer Wallfahrt; sie sahen prächtig aus, ohne selber die geringste Ahnung zu haben, wie schön sie waren.

Die Pferde standen unter einem Halbdach aus geflochtenen Palmenblättern und die Leute kamen und gingen, betrachteten die Tiere, befühlten dieses oder jenes, gingen fort, kamen aber wieder. Die Pferde begannen sie zu interessieren.

„Verkauft ihr?“ fragten sie. Die Knaben verneinten scheu.

Und die Zeit verging.

Die Leute kamen immer wieder und fragten, und die Knaben spielten ihre Rolle gut.

Als dann endlich gegen Nachmittag der Pferdehändler auftauchte, war die Spannung schon groß, und ein Gebot nach dem andern wurde abgegeben. Fette Hindus, die sich mit den Knaben angefreundet und ihnen Bonbons geschenkt hatten, lobten jetzt die Knaben dem Vater gegenüber, um sich auf diese Weise bei ihm einzuschmeicheln. Das verfehlte auch seine

Wirkung nicht. Der Pferdehändler war sehr stolz auf seine Söhne, er war ja so ein guter und liebevoller Vater!

Jetzt wurden mehrere besonders gute Angebote gemacht, aber der Pferdehändler lächelte gemütlich. Er ließ geheimnisvoll alle im Ungewissen, wenn die Leute klare, positive Auskunft verlangten.

Drei wohlhabende Hindus kamen immer und immer wieder. Sie baten, die Tiere in Bewegung sehen zu dürfen, nachdem sie die Zähne und Fesseln genau geprüft hatten. Vielleicht könne einer der Söhne dieses oder jenes Pferd reiten; und schließlich gab der Pferdehändler nach, mehr aus Höflichkeit, als um des Geschäftes willen.

Da schwang Prabaker sich auf ein Pferd und galoppierte davon.

Das Pferd bäumte sich, denn er straffte die Zügel und schlug ihm die Hacken in die Flanken. In sausendem Tempo ging es über den Platz und wieder zurück.

Ein Pferd nach dem andern wurde vorgeführt.

„Hast du etwas für deine Mühe bekommen, mein Sohn?“ flüsterte der Pferdehändler Prabaker zu, aber so laut, daß alle es hörten, und gleich darauf fühlte Prabaker eine Rupie in seiner Hand.

Eine Rupie nach der andern nahm denselben Weg.

Alle Pferde wurden vorgeführt, wieder und immer wieder.

Der Schweiß lief Prabaker über Backen und Schultern. Es war wirklich eine harte Arbeit, die Sonne brannte heiß und die Luft siedete. Und dabei war sie widerlich feucht, fast naß.

Eins der Pferde wurde weit über seinen Wert verkauft, kurz darauf ein zweites, und da nun einmal

der Anfang gemacht war, verkaufte der Pferdehändler sie alle bis zu der letzten Mähre.

Dann nahm er die Knaben an die Hand und verließ still und ruhig den Markt. Welch ein hübscher Anblick, Vater und Söhne so friedlich dahingehen zu sehen, sagten die Leute.

Als sie ein Stück entfernt waren, fragte der Pferdehändler: „Nun, wieviel hast du bekommen? Laß sehen!“ Prabaker zog das Geld hervor, er hatte vierzehn Silberrupien und zwölf Annas in der Hand. Der Pferdehändler nahm ihm das Silber ab, den Rest könnten sie teilen.

Da aber setzte Prabaker eine verdrossene Miene auf.

„Es ist mein Geld,“ rief er, „wenn Sie es mir nicht wiedergeben, Sidi, gehe ich auf den Markt und sage es den andern.“

Der Kaufmann lachte nur.

Aber als Prabaker zudringlich wurde, warf er ihm drei Rupien hin und sagte, jetzt solle er machen, daß er wegkomme; er wolle nichts mehr mit ihm zu schaffen haben.

Vater und Söhne trennten sich.

Und Prabaker und Patanghu standen mit drei Rupien und zwölf Annas mutterseelenallein in Kalkutta.

WILLY WOODS ERLEBNIS

WILLY Wood und Hamiltons waren zusammen in die nordwestlichen Berge gegangen; die Hitze war zu intensiv gewesen; siedend heiß hatten die Straßen Kalkuttas ihnen unter den Fußsohlen gebrannt, und Lady Hamilton hatte ihren großen Fieberanfall bekommen, heftiger als gewöhnlich.

Wood war trotz der Ferien nicht ganz der Alte. Ulsters plötzlicher Tod hatte ihn tief ergriffen. Vielleicht würde die Luft hier oben alles ändern.

Bei einem Kavallerieoberst, dem Kommandanten von Peshawar, einem Bekannten Hamiltons, ließen sie sich nieder; hier bekamen sie Pferde und streiften in der Gegend umher. Hamilton fand wieder Freude am Soldatenleben und tat es den jungen Offizieren gleich. Lady Hamilton aber hatte, da die Frau des Kavallerieobersten eine Freundin von ihr war, auch Gesellschaft. Die Luft war etwas kühler, das Fieber verschwand sofort, und die Tage gingen auf angenehme Art hin.

Eines Morgens wurde Wood zum Platzkommandanten gerufen; es waren militärische Angelegenheiten, das ahnte er sofort, und wirklich mußte er schon am Tage darauf die angenehme Gesellschaft verlassen und wieder nach Süden reisen.

Spät in der Nacht stand ein gesatteltes Pferd vor der Veranda.

Willy Wood schwang sich hinauf und ritt davon. Er hatte eine Order mit für eine andere Garnison und mußte die Kühle der Nacht benutzen.

Die Wache schulterte das Gewehr und das Pferd galoppierte davon.

Wood saß in dem wiegenden Sattel und blickte über die Gegend hin.

Seine Gedanken schweiften in die Ferne. Seltsam, daß man gerade ihn ausersehen hatte. Man hätte ebensogut irgend einen andern wählen können. Warum, zum Teufel, mußte er es sein?

Er steckte sich eine dicke Havanna an und genoß das schaukelnde Wiegen im Sattel bei dem federnden Galopp, ging dann aber allmählich in ein ruhigeres Tempo über und paffte munter drauflos. Er mußte an Fatma denken; jetzt war es gut zwei Monate her, seit er zuletzt mit ihr zusammen gewesen war. Daheim in England haben die Leute keine Ahnung, was für ein herrliches Geschöpf so ein heißes, kleines indisches Mädel ist.

Gegen Morgen ritt er über Berge und traf Soldaten, ausgestellte Posten. Sie schulterten das Gewehr und Wood ritt weiter. Er erledigte zuerst den Auftrag, den er übernommen hatte und langte auf der Station Koha gerade zur rechten Zeit an, um den Frühzug zu erreichen.

Im Kupee machte er es sich bequem. Zuerst nahm er so gut er konnte ein Bad, wechselte das Unterzeug, ließ sich von dem Diener die Stiefel bürsten, legte die Beine auf die Bank, streckte sich und schlief

ein. Niemand störte ihn. Er schlief ruhig, bis der Zug in Lala Musa hielt.

Hier stieg er aus, um zu frühstücken. Es waren nicht viele Passagiere im Zuge, aber man traf doch ein paar Bekannte, denn hier war eine Umsteigestation. Knaben priesen Tüten mit gesalzenen Nüssen an, gute Mangos, Wassermelonen in Scheiben geschnitten und kaltes Wasser.

Der Bahnhof lag in sengender Glut. Die Sonne stand klein hoch oben am Himmel und der Arzt fühlte allen Passagieren den Puls.

Das war auch nötig, denn nicht wenige waren dem Umsinken nahe. Die Patienten wurden in die halbgeschlossenen Ochsengespanne der Eingeborenen verladen und Wood rollte mit dem Zuge weiter nach Süden.

Er hatte sich auf der Station mit Zeitungen versehen, zum Teil alten Nummern, aber ihm waren sie neu. Man lebte in dieser nördlichen Ecke gleichsam fern aller Welt und sah nur die täglichen Telegramme, die an alle Garnisonen geschickt werden.

Und bald vergaß er seine wichtige Mission in Bombay vollständig.

Er rauchte eine Zigarre nach der andern, warf dann und wann einen Blick auf die Reisfelder, auf weiße, staubige Wege und auf wunderliche graue Häuser, die wie Kehrichthaufen aussahen und doch Menschen beherbergten.

Dann ließ er sich von dem rhythmischen Stampfen des Zuges in Schlaf lullen.

Als er erwachte, sah er alles klar vor sich.

Er sollte eine Angelegenheit in Bombay ordnen, es sollten Leute wegen des Aufruhrs verhaftet werden, und unter anderen Namen standen auch Khadia und Prabaker auf der Liste.

Vielleicht war es nicht so schlimm; man hatte ja schon vor langer Zeit sehr viele Schuldige festgenommen. Er mußte erst sehen, wie alles ablief; er hoffte das Beste. Und immerfort stand das Gesicht Khadias, seines Freundes, leibhaftig vor ihm, und auch das Gesicht Prabakers. Hatte er deshalb diesen Knaben vor dem Fakirdasein gerettet, nur damit er jetzt erschossen würde? Man sollte sich nie in die Verhältnisse Anderer mischen. Aber hatte er denn damals nicht ganz instinktiv und richtig gehandelt? Wunderliches Land Indien! Ob man will oder nicht, man meint hier die Menschen alle auf einer Wanderung von einem Dasein in ein anderes geheimnisvolles zu sehen.

Nirgends sonst ist der antike Geist Asiens so stark und mächtig wie in Indien!

„Armer Prabaker, armer Khadia," dachte Wood. Dann gähnte er, stand auf, reckte sich und sah aus dem Fenster. Gleich darauf hielt der Zug auf einer neuen Station.

Die Leute strömten hinaus und liefen wie Wahnsinnige, während sie doch sonst in Indien immer soviel Zeit haben; aber hier mußten sie umsteigen, umsteigen und essen und auch noch für das Gepäck sorgen, und dazu ist fast kein Inder imstande.

Wood schlenderte in das Stationsgebäude, setzte sich an den Tisch und ließ sich von einem weißgekleideten Kellner die Suppe vorsetzen.

Dann glitt der Expreß mit ihm weiter durch die nassen Reisfelder Indiens nach der Millionenstadt Bombay.

DAS TELEGRAMM

KHADIA lebte wie in einem Traum. Rupsundari war ja lebendige Wirklichkeit; aber er war sich doch merkwürdigerweise seines Glückes nicht ganz sicher. Er hatte das Gefühl, es sehr leicht verlieren zu können. Schon früher einmal war er jubelnd glücklich gewesen und hatte dann alles verloren, und so wagte er es jetzt nicht, sich der überströmenden Freude hinzugeben.

Er war ein Neuer, nicht mehr derselbe Khadia, der in Bombay durch die prächtigen Alleen mit den roten Blumen gegangen, das träumende Kind, das zum erstenmal sein eigenes Ich empfunden; er war auch nicht mehr der frische, lebensfrohe junge Bursch, der auf dem Ozeandampfer auf dem Roten Meer munter umhergelaufen, und es kam ihm vor, als lägen diese Ichs Hunderte von Jahren zurück.

Sein Gesicht hatte sich verändert, seit jenen Tagen, da er Sita liebte, als er die Qualen der Eifersucht litt, er hatte auch nicht mehr den Blick aus der Zeit am Ganges, und seine Lebensanschauung hatte sich seit damals völlig gewandelt; er war jetzt seltsamerweise viel materieller und doch auch viel geistiger als früher. Er hatte allmählich die Werte umgestellt und genoß jetzt in der Hauptsache ästhetische Freuden, erdichtete sich seelische Reichtümer, die nicht existierten,

nicht solche Reichtümer, nach denen auch andere trachteten, nein, seine ganz persönlichen, die nur für ihn und Rupsundari Wert hatten.

Ihm gehörte ja alles, was er sah. Diese Ansicht war ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß materieller Besitz kaum noch einen Wert für ihn hatte, außer, wenn er Rupsundari oder andere mit irgend etwas erfreuen konnte. Natürlich warf er nicht etwa das Geld weg oder kümmerte sich überhaupt nicht darum, dazu war er denn doch zu gesund, aber buchstäblich besaß Khadia augenblicklich nur den Anzug, den er trug, sonst nichts. Er schlief auf einer Matte, und wenn er Obdach und Nahrung hatte und hier und da seiner Frau oder seiner Mutter ein Geschenk machen konnte, so genügte es ihm.

Es konnte freilich vorkommen, daß im Basar irgendein Kaufmann ihn überredete, weißen oder grünen Stoff für einen neuen Turban zu kaufen, aber stets war seine Miene verlegen, wenn er es zu Hause erzählte.

Die Leute wunderten sich. Denn bei den Hindus war dies nicht üblich, während es bei Fakiren etwas ganz Natürliches war; aber Khadia war ja immer anders gewesen als die Andern.

Saß Khadia allein mit Rupsundari draußen in den Gärten, dann fielen seine Blicke wohl auf eine Blume, ein Blatt oder ein Tier, und er sagte: „Sieh, Rupsundari, das gehört uns. Ist es nicht reich, groß und wundersam?“ Und sie lächelte nur und verstand ihn. Diese junge Frau war versunken in eine Welt, die fast noch wunderbarer war als Khadias Welt, unklar wie ein Märchen, phantastisch wie ein Bilderbuch voll spannender Geschichten.

Was tat es, daß Khadias Mutter hart gegen sie war? Wenn sie hier im Garten neben Khadia saß, war alles Böse vergessen.

Bisweilen wurden sie auch plötzlich in die wirkliche Welt zurückgerufen, wenn die Steuer bezahlt werden sollte oder der Guri zu ihnen kam und sie mit Schmeicheleien überschüttete, die ganz allmählich in bittere Vorwürfe übergingen und meistens in verblümten, aber keineswegs mißverstandenen Betteleien endeten.

Dann bekam Khadia einen heißen Kopf; in seiner Stimme zitterte der Zorn; der in ihm wohnende glühende Haß gegen bürgerliche, gemeine Anschauungen, gegen kleinliches Schmarotzen, gegen das Feilschen und Rechnen der Menschen; er brauste auf und schimpfte, und es war nicht leicht mit ihm auszukommen. Er gedachte seiner schlechten Zeiten und rächte sich.

Aber war er wieder zur Ruhe gekommen, und saß er dann da, die Hand der Mutter in der seinen und sie unablässig streichelnd, so konnte wie ein Lichtschein das Knabenlächeln über sein Gesicht gleiten, die Augen leuchteten wie in alten Tagen, und alle, die ihn sahen und in seinen Bannkreis kamen, mußten ihn lieben.

Eines schönen Tages aber kam ein Telegramm, das Khadia einen eisigen Schauder über den Rücken jagte. Es war von Onkel Bagwandas und lautete in all seiner Kürze folgendermaßen: „Man sucht gewisse Personen, die in die Revolution verwickelt waren; seht ihr sie, so telegraphiert." Mehr nicht. Aber Khadia verstand. Es war eine Warnung.

Da nahm er es an sich und ging fort; er wollte allein sein und überlegen, was er nun zu tun habe. Im Gäßchen, das zum Fluß hinunterführte, traf er einen Mann, der ihn von der Seite ansah. Khadia konnte sich nicht von dem Gedanken losmachen, daß

in der ganzen Stadt das Telegramm bereits bekannt sei; vielleicht war auf dem Telegraphenamt etwas durchgesickert, und man sprach schon in den Basaren darüber, wer konnte das wissen?

Am Fluß badete man wie sonst; ein Knabe ließ ein langes weißes Gewand im Winde flattern, um es zu trocknen.

An einer Stelle gab es ein Gedränge; ein Hochzeitszug wollte sich seinen Weg bahnen. Der Bräutigam, fast ein Knabe noch, führte hinter sich die Braut an einem Zipfel seines Kaftans. Khadia fand diesen Anblick lächerlich. Ein Schweif von Straßenjungen folgte ihnen. Als Knabe war er oft, obwohl es ihm als Hinduknaben streng verboten war, hinter solchen Aufzügen hergelaufen, hatte es einfach nicht lassen können; jetzt verstand er sich darin nicht mehr.

Er watete, die Pantoffeln in der Hand, auf den großen Steinen durch den Fluß und ging über den Marktplatz, der jetzt noch spärlich bevölkert war. Vor einem offenen Tempel saß ein Barbier und rasierte einen Mann. „Man wird sie verhaften,“ sagte er, als Khadia vorbeiging, „aber das ist ja auch ganz richtig. . . .“ mehr hörte er nicht, und wahrscheinlich sprachen sie über ganz andere Leute, aber es gab Khadia doch einen Ruck; er eilte, so schnell er in seinen Pantoffeln konnte, auf die staubigen Wege außerhalb von Nasik City hinaus.

Esel mit grasgefüllten Körben trippelten vorüber; die Treiber schlenderten in einiger Entfernung hinterdrein.

Es duftete nach Orangen in den Gärten, deren Beete durch Kanäle berieselt wurden. Er fand einen schattigen Platz unter dem dunklen Laube eines Mag-

nolienbaums; Papageien flogen schreiend umher und zupften an den Blättern.

Man ist immer allein, wenn man betrübt ist oder sich bangt.

Jetzt hatte er schon so lange nicht mehr öffentlich gesprochen, nicht mehr an diesen Versammlungen teilgenommen; sie waren ja doch nicht so, wie er sie gewünscht hätte; man richtete zu wenig aus dabei, verdarb mehr.

Was mochte nur geschehen sein? Vielleicht würde ein Brief von dem Onkel mit einer deutlichen Erklärung kommen; die Ungewißheit war nicht zu ertragen. Zu Hause konnte er mit niemandem darüber sprechen, nicht einmal mit Rupsundari. . . Er saß und dachte nach. . . Sollte er nach Bombay fahren? Es war besser, mit beiden Füßen hineinzuspringen, als... Plötzlich kam jemand; Khadia fuhr zusammen. Aber es war ein Hirte mit seiner Herde. Große, schwarzgraue Rinder drängten sich mit gesenkten Köpfen schwerfällig vorwärts, in Staub gehüllt. Sie schlugen mit den Schwänzen. Mücken schwärmten umher und belästigten ihn; er konnte nicht länger hier sitzen bleiben. Träge Frösche ließen sich vom Wasser treiben und quakten langsam, aber unablässig. Grashüpfer zirpten, die Luft zitterte in der Hitze, und es regte sich kein Windhauch.

Er schlenderte unruhig umher, bis die kurze Dämmerung ihn überrumpelte; dann eilte er heim.

Als er die Tür öffnete, steckte ihm Satara heimlich einen unfrankierten Brief zu.

Khadia verbarg ihn, denn er wollte erst lesen, wenn er allein und ungestört war.

Als alle zur Ruhe gegangen waren, nahm Khadia den Brief vor und las:

„Man nimmt viele Verhaftungen vor; Du stehst auf der Liste, auch Prabaker und. . . (hier folgten noch weitere Namen). Entweder mußt du in Verkleidung fliehen oder dich auf das Schlimmste gefaßt machen."

Khadia verwahrte den Brief und löschte das Licht; dann küßte er seine Frau und preßte sie fest an sich. Es war ihm, als fühle er sich hier bei ihr sicher. Als könne diese zarte kleine Frau ihn beschützen.

„Was ist dir, Khadia?" sagte Rupsundari, „dein Herz schlägt so stark."

„Du bist so schön, Rupsundari, meine süße, kleine Frau," war Khadias ganze Antwort.

Als Khadia eingeschlafen war, richtete Rupsundari sich auf; ja, er schlief, atmete ruhig und tief, die Hand lag unter dem Kopf. Sie stand ganz vorsichtig auf, auf nackten Füßen, steckte Licht an und fand wirklich einen Brief, einen Brief und ein Telegramm; sie hatte ja gewußt, daß ein Brief da sein müsse, und las alles. Bebend vor Schreck, am ganzen Leibe zitternd, legte sie sich wieder auf die Matte, doch sie konnte nicht schlafen.

Früh am nächsten Morgen fuhr Khadia nach Bombay, ging fort, ohne lebewohl zu sagen. Er wollte die Sache möglichst rasch ins Reine bringen, wollte mit dem Onkel sprechen, hören, um was es sich handelte; vielleicht lag gar nichts Besonderes vor, er hatte ja ein gutes Gewissen.

Aber von einer der Stationen unterwegs schickte er einen Brief an Prabaker, von dem er wußte, daß er sich in Kalkutta aufhielt.

Er schrieb nur das Allernotwendigste und fügte hinzu, daß Briefe aus Bombay folgen würden, sobald er selber Weiteres wisse.

PIPLI

EIN feiner Nebelschleier lag über Kalkutta; die Wasserdämpfe vom Fluß und die Feuchtigkeit vom Delta wirkten bei der drückenden Hitze unerträglich, aufreizend, und die Leute gerieten außer sich; man war feucht am ganzen Leibe und das Zeug wollte nicht trocknen; der Kopf war einem schwer und die Qual wurde noch gesteigert durch ein blendendes, betäubendes Sonnenlicht, das mit Billionen von Lichtatomen stechend durch die Feuchtigkeit funkelte. Und dieser Gestank! der verwesende Unrat aus dem Fluß verpestete Kalkutta, die Straßen in dem Stadtteil der Eingeborenen waren voller Kot, und monatelang hatte es nicht geregnet. Vielleicht würde es Regen geben, wenn dieser Dunst sich verdichtete; das würde Erleichterung bringen, in diesem Zustand aber litt man entsetzlich.

Die Geier wachten über der Stadt; heute flogen sie niedrig, kamen den Menschen unheimlich nah und warteten . . . in ihrer Gier wagten sie sich in die Straßen hinunter, fielen über ein gestürztes Tier her, kreischten und kämpften und konnten nur mit Stöcken verscheucht werden.

Prabaker und Patanghu kamen aus den Ställen hinter Belgachia Road, sie hatten sich mit dem Pferdehändler wieder ausgesöhnt und eine Weile auf einer Bank

in Dwarkanath Taoores Garten gesessen. Jetzt gingen sie nach dem Sebha Basar, um den Pferdehändler zu treffen.

„Die Hitze juckt!" sagte Patanghu und wischte sich mit dem Handrücken die Stirn, während er sich kratzte.

„Wir hätten länger auf den Brücken bleiben sollen," erwiderte Prabaker, „da war es doch luftig."

„Das habe ich ja gleich gesagt," fuhr Patanghu ihn an.

„Du?" höhnte Prabaker. „Sagtest du nicht, du seist todmüde und wollest lieber sitzen? Also nun komm mir hinterher nicht mit diesem Geschwätz."

Sie zankten und stritten sich um ein Nichts, aber sie waren nicht die Einzigen, die in Wut gerieten; die Leute hatten alle ziemlich laute Stimmen und spieen Gift und Galle. Das lag gewissermaßen in der Luft.

Ein Mann hielt Wasser feil; sie tranken und gingen weiter. Trotz der Hitze waren viele Menschen auf der Straße; sie schoben sich vorwärts und wirbelten Staub auf. Ihre Gewänder waren nicht ganz sauber und die gelben Pantoffeln grau von Schmutz. Der Rauch aus den Fabriken mischte sich mit all den andern Gerüchen von Kehricht, Kot, Gewürzen, Karri, brandigem Oel, Ammoniak und Schwefelwasserstoff, es war ganz entsetzlich.

Den Pferdehändler trafen sie im Basar; auch er war verdrießlich; sie hätten ihn zu lange warten lassen, sagte er. Wenn sie jetzt nicht gekommen wären, so wäre er ruhig seines Weges gegangen. Wieviel er ihnen schuldig sei, fragte er.

Damit steckte er Prabaker einige Rupien in die Hand, betrog ihn dabei noch und ging fort.

Aber das Geld hatte schon seine Wirkung getan. Prabakers Laune hatte sich gebessert. Freilich war er zunächst ergrimmt über die Unehrlichkeit des

Mannes, aber darauf war er ja gefaßt gewesen; er hatte freilich gehofft, ein paar Rupien mehr zu bekommen, aber einerlei, jetzt wollten sie feiern.

Sie traten sofort an eine offene Bude und tranken eisgekühlte Limonade. „Wir müssen baden," sagte Prabaker. „Ich weiß, wo wir ein Sturzbad nehmen können."

Sie ließen übermütig das Wasser über ihre Köpfe rieseln, der Zank war vergessen, die Hitze überstanden.

Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Sobald sie wieder draußen waren, drückte die Luft schlimmer als vorher; das Zeug klebte ihnen am Leibe, und der Schweiß perlte hervor.

Sie hatten nur wenig Appetit. Etwas Reis und ein paar Mangos nahmen sie aber doch zu sich und warteten jetzt nur darauf, daß eines der Kinos geöffnet würde.

Auf dem Wege dahin holten sie die Post ab. Für Prabaker waren zwei Briefe da, beide von Khadia.

Das ist ja eine böse Ueberraschung, dachte Prabaker, und gerade heute! Gut, daß er sein Geld bekommen hatte . . . aber was stand da? Er würde gesucht? Gesucht in Bombay? Vielleicht würden sie auch hier in Kalkutta suchen. Er blickte sich scheu um. Patanghu erzählte er nicht ein Wort von der ganzen Sache. Jetzt hatte er anderes im Kopf als das Kino.

„Ich muß fort," sagte er so ruhig er konnte. „Du mußt nach Hause zurückkehren, Patanghu, ich kann dich leider nicht mitnehmen."

Patanghu dachte, Prabaker sei böse auf ihn, und wollte es gern wieder gutmachen; er bat deshalb herzlich um Verzeihung: das Wetter sei schuld, er wisse nicht, was in ihn gefahren sei . . .

„Ich würde dich so gern mitnehmen, aber es geht nicht. Du mußt heute abend mit dem letzten Zuge abfahren. Und du darfst keinem Menschen ein Wort sagen, verstehst du? Das mußt du mir versprechen, hörst du? Der Pferdehändler soll nicht wissen, wo ich bin.“

Auf dem Wege zum Bahnhof hatten sie noch vieles zu besprechen. Das war ein schwerer Abschied. Aber Prabaker war der Schreck so in die Glieder gefahren, daß er erst wieder ruhig wurde, als Patanghus Zug fort war. Da atmete er auf und fuhr dann selber mit einem andern Zug nach Jessore nordöstlich von Kalkutta. Weiter als bis Jessore wagte er nicht zu fahren, sondern stieg aus, um zu Fuß weiter nach Khoolna zu wandern. Er hatte nämlich im Basar gehört, daß in Khoolna Indien zu Ende sei. Das hatte ein dunkler Mann, der aus der Gegend von Khoolna stammte, ihm erzählt.

Er kam morgens in Jessore an und machte sich sofort in südöstlicher Richtung auf den Weg nach Khoolna, immer am Bahnstrang entlang. Als ein Zug an ihm vorüberkam, kehrte er dem Gleise den Rücken, duckte sich nieder und machte sich ganz klein.

Die Hitze war groß, und er bekam Blasen an den Füßen. Oft mußte er sich ausruhen. Einmal wurde er von einem Bahnwärter davongejagt, kehrte aber dann doch wieder auf die Schienen zurück.

Als er in Khoolna ankam, war er todmüde, setzte aber seinen Weg fort und ging durch die Stadt hindurch.

Er war jetzt mitten im Delta des Ganges. Landstraßen gab es hier nicht mehr, nur schmale Fußpfade und vereinzelte Häuser. Wild und öde war die Gegend. Hier wuchs Bambus, hohe, gestreifte Stämme erhoben sich aus moorigem, grauem Wasser;

hier und da sah er Schlangen, aber sie schnellten davon, wenn sie ihn hörten. In einem dichten Bambusgehölz gewahrte er eine große, streifige Riesenschlange, züngelnd, daß es ihm eisig über den Rücken lief; Schlangen waren stets sein Entsetzen gewesen, aber eine so ungeheure Riesenschlange hatte er doch in Lena oder Nasik nie gesehen.

Er traf einen Mann.

„Stammst du aus dieser Gegend?“ fragte der Mann. „Wie heißt du?“

„Ich heiße Pipli, Pipli aus Kalkutta,“ log Prabaker.

„Hm,“ sagte der Mann, „willst du mit mir nach Hause kommen?“

Der junge Pipli lächelte. Sie gingen zusammen weiter.

Das Haus stand auf Pfählen, aus dem Dach stieg Rauch auf, und Pipli war hungrig.

In der Hütte trafen sie eine Frau, die sie anglotzte, aber kein Wort sagte. Sie wuschen sich unter einem Verschlag mit Bambusfußboden, zwischen dessen Stäben das Wasser in den Erdboden sickerte. Dann ließen sie sich in der Stube auf Matten nieder und hatten bald darauf Holznäpfe mit weißem Reis und rotem Karri vor sich.

In der Nacht konnte Pipli nicht schlafen, die Moskitos schwirrten und summten und stachen ihn unablässig; große Kakerlaken krochen über den Fußboden. Draußen kreischten Tiere im Bambusgehölz, und in weiter, weiter Ferne erklang Gebrüll.

Die Leute waren sehr gut zu ihm. Am Morgen gaben sie ihm wieder zu essen, aber Pipli wollte doch nicht bleiben, vielleicht war es anderswo besser. Und er brach auf.

Die Gegend wurde immer wilder. Der Urwald begann. Die Pfade hörten auf. Er war am Fluß. Bam-

bus und Schilf umsäumten das Wasser. An einer Stelle war eine Lichtung am Fluß, aber er wagte nicht zu baden, er hatte Angst vor Krokodilen. Er blieb stehen und blickte in den Strom hinab, in dem Bambus und Stämme, Blätter und Zweige, aufgeschwollene Tiere und Planken dahintrieben.

Plötzlich bewegte sich ein morscher Baumstamm draußen im Wasser, und zu seinem Entsetzen entdeckte Prabaker, daß es der Rücken eines Krokodils war.

Er verfolgte es so weit er konnte mit den Augen. Seufzte. Da hörte er Ruderschläge. Ein Kanu oder eine Art selbstverfertigtes Boot kam dahergeglitten. Ein Knabe und ein Mann ruderten es. Langsam fuhren sie den Strom hinan. Pipli rief sie an und bat sie, ihn mitzunehmen. Er wolle sich gern nützlich machen.

Wer er denn sei.

Pipli aus Kalkutta. Er sei auf der Wanderschaft.

Das Boot legte langsam an, schnitt in den Schlamm ein, und Pipli sprang leichfüßig hinein.

Es war ein Fischer, der mit seinem Sohn unterwegs war.

Pipli bekam das eine Ruder, und sie glitten weiter.

Bei einer Biegung des Flusses änderten sie den Kurs und fuhren in einen kleineren Arm ein. Große Bäume streckten ihre Kronen hoch zum Himmel empor, Papageien saßen oben in den Zweigen und gackerten. An einem sandigen Ufer lagen Krokodile und sonnten sich, Pipli deutete mit dem Kopf hinüber und fragte, während er ruderte, ob es hier in der Gegend viele Krokodile gebe.

„Nur zuviele," sagte der Fischer und ruderte kräftiger. Er wollte nicht gern mit ihnen zu tun haben.

Der Wald wurde dichter und immer dichter, und wo keine Bäume waren, erhoben sich kompakte Mauern

von Rohr, ewige Bambusstämme mit ihren gewellten Streifen.

Große Wespennester saßen in Ballen zwischen den Zweigen; Vögel kreuzten kreischend über dem Fluß. Gelbgraue, lange Furchen zog das Boot durch das Wasser; es ruderte sich nicht mehr so schwer wie im Anfang, dennoch aber wurden Piplis Hände warm, und der Schweiß lief ihm den Rücken hinunter.

Als er abgelöst wurde und sich im Boot niedersetzen durfte, tauchte er die Hände ins Wasser, zog sie aber rasch wieder zurück, da er an die Krokodile dachte.

Irgend etwas klopfte unten gegen das Boot.

„Die Fische schlagen," sagte der Mann, als Pipli bei dem Geräusch eine fragende Bewegung machte.

Hier war wilde, unberührte Natur. Es stank entsetzlich, besonders wenn sie in die Nähe der Krokodile kamen. Wenn dicht am Ufer Blasen vom Grunde aufstiegen und zerplatzten, verbreitete sich ein Verwesungsgeruch, und auch die schleimigen Pflanzenreste, die sich bisweilen um die Ruder schlangen, dufteten übel.

Der Mann, der vor Pipli im Boot stand und ruderte, war ein magerer, dunkler Mann mit einem zerlumpten, schmutzig gelben Turban und einem Lendentuch. Der Sohn trug einen grünen Turban; er war schlank, mochte wohl etwa dreizehn Jahre alt sein, und sehr schön. Er hatte, wenn es möglich war, noch weniger an als der Vater, und seine Muskeln spielten, wenn er sich beim Rudern bewegte.

Ein paarmal hatte er Pipli angelächelt; es war unverkennbar, daß er Sympathie für diesen Fremden empfand, aber gesagt hatte er noch kein Wort.

Einmal machten sie kurze Rast und banden das Boot an einen dicken, überhängenden Ast; dann holten sie

etwas Reis hervor und ein paar Bananen und tranken aus einem Krug.

Als sie einige Stunden gerudert waren, kamen sie an ein Haus, das ein Stück vom Fluß entfernt lag; ein primitiver, roh gezimmerter Steg führte ins Wasser hinaus. Hier legten sie an und gingen an Land.

LADY HAMILTON

IN einer Zimmerflucht im Taj Mahal Hotel in Bombay mit herrlicher Aussicht auf die Bucht wohnte Lady Hamilton. Sie hatte soeben einige Briefe nach England geschrieben. „Wir wohnen im Tata,“ hatte sie alle Briefe begonnen, „die Luft hier ist wundervoll.“

Am Tage vorher hatte sie traurige Nachrichten aus England erhalten, ein Telegramm, daß ihr Bruder, der Besitzer des väterlichen Gutes, gestorben sei. Und da keine Söhne da waren, war sie jetzt die Erbin des mächtigen Fideikommisses.

Aber sie liebte den Bruder mit aller Kraft der Tradition und war ihm von Herzen gut, obwohl sie noch gar nicht Zeit gehabt hatte, ihm wirklich nahe zu treten ... Jetzt war er gestorben, ganz plötzlich, in einem Alter von zweiundfünfzig Jahren von einer Lungenentzündung oder spanischen Grippe hinweggerafft, ohne daß sie Abschied von ihm hätte nehmen können.

Nachdem sie die Briefe geschrieben hatte, saß sie auf dem Altan und blickte auf das Meer hinaus, ultramarinblau lag es in siedender Sonne. Hinter den kleineren Inseln sah man Elefanta mit dem drahtlosen Telegraphen. Bandar-Boote glitten hin und her. Segler, Dampfer und Motorkutter kreuzten in der Bucht. Von den Fähren tönten warnende Pfiffe. Unterhalb Tatas, wie man das Hotel nennt, lag die Apollo Bandar

Mole, an der man landete, als man in alten Tagen nach Indien kam; und sauber lag sie da, aus grauem Granit gebaut.

Die Markisen waren noch herabgelassen, obwohl die Sonne schon hinter dem Hotel stand. Sie ging ins Zimmer und klingelte, um sie aufziehen zu lassen, damit sie die Meerbrise spüre.

Was würde sie nicht dafür geben, ihren Bruder lebendig zu wissen; sie sah ihn als Knaben und als erwachsenen Menschen vor sich, in wechselnden Bildern.

Ja, vor allem erinnerte sie sich seiner als eines Knaben, dieses blondhaarigen, gesunden Burschen, der auf Bäume kletterte, schoß, noch ehe er die Flinte halten konnte, der jeden Winkel des Schlosses kannte und sich in die uralten unterirdischen Gänge hineinwagte.

Sicherlich würden sie und der Oberst in Buckingham eine hervorragende Stellung einnehmen, wenn sie die Besitzer des Gutes waren, aber war es im Grunde nicht besser, zu leben, wie sie jetzt lebten, frei und unabhängig, ohne besondere Pflichten außer denen, die sie freiwillig übernahmen? Ja, wenn es vor zehn Jahren gewesen wäre!

Es klopfte.

Ein magerer Knabe, ein Eingeborener, in weißem Gewande und hellem Turban, glitt herein, sah sie mit hellen Rehaugen an und wartete. Sie ließ ihn die Markisen hochziehen und das Teebrett hinaustragen. Er hatte ihr Briefe mit heraufgebracht. Eilig öffnete sie sie und durchflog sie rasch, Stapel von konventionellen Kondolenzepisteln türmten sich auf dem Marmortische auf. Schnell war sie damit fertig; aber da war noch einer, ein Brief von Willy Wood. Sie las; zuerst irritierte

er sie, aber plötzlich wurden ihre Wangen heiß. Um alles in der Welt durfte das nicht geschehen; sie durfte nicht dulden, daß Khadia erschossen wurde; sie wollte nicht noch einen verlieren, den sie lieb gehabt hatte. Wenn sie an den Bruder dachte, wie sie es immer aufgeschoben hatte, ihm ihre Liebe zu zeigen, erglühte sie, und sie begriff, daß sie Khadia jetzt beweisen könne, daß er ihr wirklich etwas gewesen war, nicht nur durch seine Fremdartigkeit, seinen Turban, sein seidenes Gewand, sein schönes Gesicht und sein feines, stilvolles Wesen mit den eleganten Handbewegungen.

Als er damals von ihnen fortging, fand sie ihn undankbar. Aber war nicht doch Rasse in ihm? Hatte er nicht denselben Stolz wie sie selbst? Fühlte Khadia sich nicht erhaben über andere Inder? Der Hindu in ihm hielt auf seine Kaste, sprach von seiner Familie, wie sie von ihrer Familie sprach. In London hatte es sie gewundert, daß er wirklich ihr gleichzustehen glaubte, hier in Indien wunderte es sie weniger, besonders jetzt bei diesen verrückten Zuständen. Khadia ein Bolschewik! Sie befreundet mit einem Bolschewisten! Sie mußte lächeln. Wenn sie handeln wollte, mußte es ganz im Geheimen geschehen. Ohne Aufsehen natürlich.

Wood aber hatte ihr, nach Worten des Beileides, folgendes geschreiben: er sei nach Bombay geschickt worden, um eine Angelegenheit betreffs des Aufstandes zu ordnen. Gewisse Personen seien angezeigt worden, unter ihnen Khadia aus Nasik City. Da Wood nun wisse, daß die Familie Hamilton mehrere Jahre hindurch Khadias Karriere mit Interesse verfolgt habe— diese Stelle hatte Lady Hamilton irritiert; Karriere schrieb man doch nur, wenn es sich um Offiziere handelte; er hätte auch einen weniger pretentiösen Ausdruck wählen können, dachte sie; be-

sonders unter diesen Umständen erschien der Ausdruck fast ironisch.

Im Brief stand dann weiter: ob Lady Hamilton oder der Oberst nicht durch ihre Verbindungen erwirken könnten, daß Khadia auf irgend eine Weise frei komme. Er sei noch auf freiem Fuß, aber am nächsten Tage komme diese Sache zur Verhandlung, ein Wort beizeiten könne sie vielleicht hinausschieben und eventuell die Verhandlung überhaupt verhindern.

Sie faltete den Brief zusammen.

Die frische Meerbrise durchdrang das Zimmer. Die Gardinen blähten sich und die andern Briefe flogen auf dem Fußboden umher.

Sie ließ sie liegen, setzte sich wieder auf den Altan und überlegte. Falsch war alles, was sie auch unternahm. Wenn sie helfen wollte, mußte der Gouverneur alles erfahren, und sprang sie nicht ein, so wurde Khadia vielleicht erschossen; und das würde bekannt werden, die Londoner Zeitungen würden es aufwühlen und von Khadias Großtaten in der vornehmen Welt Londons sprechen.

Das war das Schlimmste. Sie mußte über sich selbst weinen, und als sie erst einmal angefangen hatte, wurde sie von einem heftigen Schluchzen über all ihr Mißgeschick erschüttert, im Augenblick hatte sie die Millionenerbschaft völlig vergessen; und sie weinte auch über Khadia, den sie im Geist von einer Kugel getroffen zu Boden stürzen sah.

Wenn sie nicht ihr Aeußerstes tat, würde sie in der Nacht nicht schlafen können, würde vielleicht immer Khadia mit der Wunde an den Schläfen vor sich sehen — entsetzlich! In der letzten Nacht hatte sie kein Auge zugetan, hatte bis drei Uhr in einem Tauchnitzband gelesen und hinterher bis spät in den Tag hinein geschlafen.

Ueber sie brach auch alles herein.

Das Haustelephon klingelte: ein Herr wolle ihr seinen Besuch machen, meldete der Portier, ein Fliegeroffizier Mister Wood.

„Ich lasse bitten — in zwei Minuten," fügte sie hinzu.

Sie wusch die Augen, trocknete sich das Gesicht mit dem Handtuch, puderte sich, dann plötzlich aber fiel ihr ein, daß es jetzt, da sie Trauer hatte, ja eigentlich nichts ausmachte, daß sie geweint hatte; im Gegenteil. Schnell wischte sie daher den Puder wieder weg, glättete das Haar und ging in das Wohnzimmer, wo Wood schon saß.

Willy erhob sich, verbeugte sich tief und küßte ihr die Hand.

„Ich danke Ihnen, daß Sie kommen, Mister Wood," sagte Lady Hamilton mit rührender Stimme, „und ich danke Ihnen für Ihren Brief. Aber sagen Sie mir um Gottes willen, was können wir tun? Was hat Khadia getan . . . Erzählen Sie . . . erzählen Sie . . "

Mit dem Worte „Angezeigt" war alles gesagt. Neben Indiens geheimen Gesellschaften existieren ebensoviele geheime Gesellschaften, die die andern bei der Regierung anzeigen.

Khadia hatte in einer geheimen Gesellschaft gesprochen, hatte einen Vortrag gehalten, war Bolschewik.

Er und mehrere andere würden wahrscheinlich harte Strafe bekommen. Die härteste.

„Ja, aber was soll ich nur tun?" jammerte sie unaufhörlich und setzte sich in einen bequemen Korbsessel, „was verlangen Sie von mir?"

Willy Wood verlangte absolut nichts; er hatte einen Augenblick das Gefühl, als sei er hergekommen, um

diese alte Kreatur gegen ihren Willen zu etwas zu zwingen. Wenn irgend jemand etwas ausrichten konnte, so war sie es. Wenn er nur wüßte, wie sie zu nehmen war.

Da kam ihm ein Gedanke. Ihre klägliche Selbstentblößung inspirierte ihn. Sie, die ihm geistig immer so überlegen vorgekommen war mit ihrer blendenden Verstellungskunst, hatte sich hier vor seinen Augen geistig entkleidet, die Maske abgeworfen. Jetzt sah er ihr unbedeutendes Gesicht, ihre Borniertheit, ihr kleines enges Herz, ihren beklagenswerten Mangel an Persönlichkeit; alles war Komödie gewesen, Theater von Anfang an.

„Euer Gnaden haben das richtige Verständnis," sagte er einschmeichelnd, „Sie mit Ihrem warmen Gefühl für Indien . . ." Die Dame blickte einen Moment auf, während sie diskret mit den Briefen spielte, die der Diener wieder auf den Marmortisch gelegt hatte.

„Es war fast wie ein Symbol, als Sie sich seinerzeit Khadias annahmen," log Wood weiter und dachte zugleich darüber nach, was für ein Symbol das eigentlich sein sollte; sie dagegen hörte vor allem auf seine Stimme, die so aufrichtig klang, denn Wood sprach jetzt mit wirklicher Wärme, um seinem Freunde zu helfen, ihn vor einem furchtbaren Tode zu bewahren.

„Wir alle haben es so aufgefaßt. Vor dem Dinner ist ja noch Zeit genug, um persönlich mit dem Gouverneur zu sprechen, ihm anzuvertrauen, daß Sie in Zukunft dafür sorgen wollen, daß so etwas sich nicht wiederholt . . . Der Name muß sofort von der Liste gestrichen werden . . ." Wood verschnaufte einen Augenblick und fuhr dann sehr überzeugend fort: „Natürlich wünschen Sie, daß die Gerechtigkeit ihren Gang geht, Lady Hamilton. Khadia muß selbstver-

ständlich verhört werden, aber das alles muß privatim geschehen, ohne Aufsehen."

Lady Hamilton hatte gelächelt, rasch erhob sich Wood.

„Das übrige werde ich mit Khadia ordnen," sagte er und schlug die Hacken zusammen.

Die Klingeln gellten, die Kellner liefen wie rasend, ein großes geschlossenes Auto fuhr vor der Tür vor, Lady Hamilton stieg ein, ohne sich von jemandem zu verabschieden. Das Auto fuhr quer über die Halbinsel, vorbei an dem Prince of Wales-Museum, den Gesandtschaften, der Universität, den Klubs und sauste in unzulässiger Geschwindigkeit den Queensroad hinunter. Berittene Sikhmänner sprengten zur Seite, andere, die still dastanden, den Rohrstock in der Hand, um den Verkehr zu regeln, glotzten dem Auto nach, schrieben es aber nicht auf; es war zu bekannt; es hatte ja doch keinen Zweck und man sollte sich keine Unannehmlichkeiten zuziehen.

Lady Hamilton blickte über das Meer hin, jenseits des Wassers sah sie Malabar-Hill; ganz an der Spitze lag ein grüner Garten, dorthin wollte sie. Das Auto federte. Blitzschnell glitten Reiter und Fahrzeuge an ihrem Auge vorbei. An der Princestreet wären sie fast mit einem der indischen Ochsengespanne zusammengestoßen, aber das Auto machte eine rasche Kurve, schwankte und schoß weiter. Vorwärts, vorwärts. Jetzt kamen die Golfplätze, dann die Station Charni; aber es ging ihr viel zu langsam; hatte dieser Wood ihr Feuer in die Adern geträufelt? Oder war es um Khadias willen? Giurgom, Giurgom, wann kam Giurgom? Konnte man denn nicht Automobile konstruieren, die nicht ganz so langsam waren? Ein Hund winselte. Schrie. Heulte. Er lag überfahren hinter dem Wagen. Hindus umstanden schon das

Tier und bemitleideten es. Aber keiner von ihnen schlug es tot; es wäre gegen ihren Glauben gewesen, obwohl sich im Grunde nichts weiter tun ließ, denn ein Hund würde es doch nie wieder werden. Aber der Wagen sauste dahin, brummte und schnurrte, Staubwolken erhoben sich hinter ihm wie eine Explosion. Dann endlich bog er in einer Kurve in den Malabar-Hill Road ein, unterhalb des Tower of silence. Hier ging es bergan, aber mit voller Kraft zitterte die Maschine vorwärts, nahm den Hügel mit einem Satz, glitt wieder hinunter, an Walkeshwar vorbei und fuhr in einen herrlichen Park mit Palmen, grünen Rasenflächen, rauschenden Springbrunnen, roten Wegen, Blumenbeeten und einigen wunderbaren Bäumen hinein.

Die Wache präsentierte, und mit einem Ruck hielt das Auto. Diener, Pförtner, Schweizer kamen herausgestürzt, und bleich, aber jetzt ganz in ihrem Element, trippelte Lady Hamilton die Treppen hinauf und verschwand rasch in dem weißen Schloß.

„O, wir haben eben Tee getrunken.“ Die Dame des Hauses kam Lady Hamilton lächelnd entgegen, mit ausgestreckten Händen.

Dann fiel ihr der Todesfall ein; sie setzte ein ernstes Gesicht auf und hielt Lady Hamiltons Hände eine Sekunde länger fest; sie hatte selber Trauer gehabt, hatte ihre Mutter verloren, also konnte sie es nachfühlen. . .

„Sagen Sie, meine Liebe,“ sagte Lady Hamilton, nachdem die Damen sich niedergelassen hatten, „kann ich nicht einen Augenblick mit dem Gouverneur sprechen?“

„Da ist er.“ Der Gouverneur erschien gerade in der Gartentür. „Robert, Lady Hamilton hat etwas auf dem Herzen.“ Damit ging die Dame diskret in das

Nebenzimmer, um rasch ein Schläfchen zu machen und vielleicht dem Besuch zu entrinnen.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Lady Hamilton, und gerade jetzt in Ihrer großen Trauer; wir hier im Hause fühlen alle aufs tiefste mit Ihnen und den Ihren." Der Gouverneur, ein breiter, großer Herr mit rotem, glattrasiertem Gesicht, gelber Brille und vornehmem Lächeln küßte ihr galant die Hand. „Also womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?" fügte er in leichterem Ton hinzu und bot ihr einen Stuhl an.

„Es ist eigentlich nur eine Kleinigkeit, lieber Gouverneur," plauderte Lady Hamilton und spielte mit den feinen Fingern auf dem Tisch, „aber wir haben doch alle unsere Schützlinge. Mein Mann und ich, wir haben uns seinerzeit eines jungen Menschen angenommen, Sie verstehen." Sie sah den Gouverneur mit blinzelnden Augen an und fügte rasch hinzu: „Wir waren ja nicht die Einzigen, die diesen Gedanken hatten; es war damals national, einen solchen Austausch zu begünstigen, Hindus nach London zu bringen und umgekehrt."

„Ich verstehe. Und Ihr Protegé ist jetzt in Verlegenheit?"

„Ehrlich gesagt, ja, lieber Gouverneur."

„Soso! Und die Ursache?"

„Eine Bagatelle. Es läßt sich leicht ordnen. Er steht auf einer Liste. Streichen Sie ihn, das ist alles."

„Und sein Name?" Der Gouverneur riß die Augen auf.

„Khadia aus Nasik City. Ich habe ihn hier auf meine Karte geschrieben." Sie reichte ihm eine kleine glatte Karte mit einer zierlich geschriebenen Adresse.

„Wenn Sie mich darum bitten," der Gouverneur blickte von der Karte auf und fuhr fort, „muß ich

alles tun; aber glauben Sie nur nicht, daß ich Diktator bin.“

„Da geben Sie mir eine allzu gute Waffe in die Hand,“ lächelte sein Gast schelmisch; die Dame fühlte sich jetzt schon erleichtert und freute sich auf das Dinner im Tata, auf das sie jetzt Appetit bekommen hatte. „Keiner in ganz Indien, abgesehen natürlich vom Vicekönig, hat das Spiel so in der Hand, wie Sie, Gouverneur,“ lachte sie übermütig. „Sie setzen jeden matt, den Sie matt setzen wollen, Gouverneur.“

„Hören Sie auf, hören Sie auf, meine Beste,“ lachte der Gouverneur. „Aber jetzt müssen Sie meine Orchideen ansehen; sie blühen augenblicklich; ich habe eine ganz seltene gelbgrüne, die ich sehr schätze.“

Sie gingen über die Terasse, über die Freitreppe und den Rasenplatz nach einem kleineren Treibhaus hinüber, das im Schatten großer Magnolienbäume lag; Khadia war vergessen; die Trauer war vergessen: hier war die Luft ja so berückend, hier lag sozusagen an allen Seiten das Meer und hüllte das frischbegossene Gras, Palmen, Mangobäume und die rauschenden Kronen der Brotfruchtbäume in ozonhaltige Luft.

Nirgends ist Indien bezaubernder als da, wo Gärten sich bis ans Meer hinunterziehen; und vielleicht war dieser Garten einer der allerschönsten des Landes.

„Reisen Sie jetzt bald heim, Lady Hamilton?“ fragte der Gouverneur, gleichsam zufällig, als sie im Treibhaus standen; er hatte sie nämlich nur hierher mitgenommen, um zu erkunden, wann die Hamiltons das Gut übernahmen; danach wollte er seine Dispositionen treffen.

Er war sich klar, eine wie große Rolle diese Dame in Zukunft spielen werde. Und wenn jemand fünf Jahre hintereinander in Indien lebt, ist es für ihn

von größter Bedeutung, sich daheim in England Freunde zu sichern, Freunde, die Macht haben.

Wenn er jetzt durch einen Federstrich helfen konnte. . . wie leicht war das getan!

„Also Sie helfen mir, Gouverneur?“ lächelte sie.

„Ja, Lady Hamilton, wir beide sind doch stets Freunde gewesen und werden es wohl auch immer bleiben, nicht wahr? . . . Soll dies der Beweis sein?“

Freudestrahlend stieg sie in das Auto. „Gewöhnliches Tempo,“ sagte sie zu dem Chauffeur, und indem sie den Kopf anmutig zum Gruße neigte, glitt sie davon in dem geschlossenen Glashause, wie der Gärtnerknabe, der kleine Hindu, es nannte, hin über die roten Wege an der Bucht, und verschwand.

„Khadia aus Nasik City,“ las der Gouverneur und steckte die kleine blanke Karte wieder in die Westentasche, ging dann in den Seitenflügel hinüber, nahm das Telephon und klingelte die Verwaltung in Bombay an.

In einem Büro mitten in der Millionenstadt nahm ein junger Engländer den Hörer. Der Gouverneur selbst! Er machte eine Verbeugung am Apparat. Zwei Minuten darauf war Khadias Name aus der Liste gestrichen.

DIE DSCHUNGEL

PIPLI aus Kalkutta, alias Prabaker aus Lena, wurde von der Fischerfamilie freundlich aufgenommen und ließ sich hier nieder. Es waren arme Leute, die von der Hand in den Mund lebten, aber diese Art Menschen können es sich immer leisten, andern zu helfen. Pipli erzählte ihnen seine Geschichte, soweit es möglich war, ohne zuviel zu verraten.

Die Frau sah ihn mit etwas scheelen Blicken an, aber als er mit der Zeit Gelegenheit fand, ihr zu helfen, indem er Reisig sammelte, Feuer anmachte oder Fische zubereitete, änderte sie ihr Verhalten und behandelte ihn ebensogut, wie die andern. Der Fischer lag seiner Arbeit ob, ging jeden Morgen von Hause fort und legte die Schnüre aus; lag den Tag über still und wartete, daß die Fische anbissen, und kam vor Dunkelwerden wieder nach Hause.

Manchmal ruderte er fort, um Fische zu verkaufen. Der Sohn, Kempale, schloß sich sofort an Pipli an und erkor ihn zu seinem Freunde, nicht indem er viele Worte machte, denn Kempale war von Natur schweigsam und sehr schüchtern; aber er hatte ein Boot, eine Art Kanu, das er selber gezimmert hatte, und in diesem Boot nahm er Pipli mit aufs Wasser. Und oft ruderten die Knaben nun in die Seitenkanäle des Flusses hinein, in eine der vielen Verzweigungen in dem ungeheuren Delta des Ganges.

Hier war es ganz wild. Urwald, mit hohen Bäumen, und vor allem wuchs hier Bambus in Menge.

Vor Sonnenaufgang waren sie eines Tages aufgebrochen, waren tief, tief in einen kleineren Wasserarm hineingerudert, hatten den ganzen Tag gefischt und fröhlich die Zeit verbracht. Die Bäume hingen über das Wasser, flochten hoch oben ihre Zweige ineinander und bildeten ein dichtes Dach. Und immer finsterer wurde es, je weiter sie vorwärts kamen.

Von diesem Wasserarm bis zur Mündung des Ganges zog sich viele, viele Kilometer weit die Wildnis hin, ohne eine menschliche Wohnung.

Und erst hier, an einer Stelle, wo das Schilf begann, erzählte Kempale Pipli, daß es hier Tiger gebe. Es war am Nachmittag. Er malte es nicht in einer langen Erzählung von Tigern und Tigerjagden aus, berichtete auch nicht von Schreckenstaten, die die Tiger in dieser Gegend begangen hatten.

„Tigerspuren!" Weiter sagte er nichts. Es kam ganz unvermittelt heraus, aber es wirkte.

Pipli überlief es kalt.

Er fröstelte. Erstarrte.

Dann brannten seine Wangen.

Sie saßen ja in einem kleinen, offenen Boot, mitten im Wasser, hilflos. Was konnten sie da eigentlich tun? Nichts. Sie zogen die Ruder ein und lauschten. Im Geäst knackte es. Papageien schrieen. Noch immer lauschten die Knaben. Ein Fisch plätscherte im Schilf. . . . . gleich darauf ließ ein Affe ein kurzes Kreischen hören, aber dann wurde es still; nur das leise Summen schwirrender Insekten, großer Libellen, die zwischen den Blättern tanzten, konnte man noch hören.

Angstvoll hielten sie den Atem an.

Die Spur! Kempale deutete hinüber.

Eigentlich war es keine Spur, wenigstens war sie nicht so, wie Pipli sich eine Tigerspur gedacht hatte, mit Abdruck von Pfoten und dergleichen. Wohl aber war das Schilf in einer langen Rinne niedergetreten, wie sich bisweilen ein schmaler Pfad durch ein Kornfeld zieht.

Pipli wartete jeden Augenblick, eine große gestreifte Katze hervorstarren zu sehen, und sein Herz schlug heftig.

Jetzt aber war Kempale ruhig; er wußte, daß hier nichts mehr zu fürchten war. Er hatte schon öfter, wenn er mit dem Vater unterwegs war, Tiger gesehen; mäuschenstill hatten sie gewartet, bis die Gefahr vorüber war, und der Tiger war immer von selber wieder verschwunden. Er war nur auf seiner Jagd nach Beute zufällig in die Nähe des Wassers gekommen, aber es war ihm nie eingefallen, seinen ursprünglichen Raub um ihretwillen aufzugeben; und das hatte Vater und Sohn gerettet.

Die Zeit verging. Wieder begannen die Papageien zu kreischen. Da bewegt sich plötzlich etwas. Nicht sehr weit von dem Kanu taucht der Kopf eines Riesenkrokodils aus dem Morast auf und starrt Pipli an. Unheimlich sieht das Auge ihn an, der gepanzerte, wie gezackte Kopf glänzt vor Nässe und Pipli spürt den Gestank des Tieres, aber dann taucht es wieder in den gelben Morast unter, lautlos, wie es hervorgekommen war.

Die Knaben griffen zu den Rudern und ruderten aus Leibeskräften.

Auf einmal raschelt das Schilf. Blitzschnell saust etwas Gelbes durch die Luft, etwas Gelbes mit dunklen Streifen, ein paar funkelnde Augen, ein gestreckter Schweif, und dann ertönt ein kreischender Aufschrei,

ein dumpfes, hohles Gebrüll und ein dröhnendes Brummen.

Der Tiger war gesprungen. Es war also wirklich eine Tigerspur gewesen. Wahrscheinlich hatte er auf der Lauer gelegen, aber was er jetzt gefangen hatte, konnten sie nicht sehen, obwohl sie ihn fortwährend wie eine Maschine brummen hörten.

Von panischem Schrecken ergriffen, hielten sie mit Rudern inne, aber dann legten sie sich beide wieder mit solcher Kraft in die Riemen, daß sie den Fluß nur so hinunterschossen.

Endlich glaubten sie sich außer Gefahr; sie waren jetzt in ein breiteres Flußbett gekommen und steuerten nach dem andern Ufer hinüber. Hier konnte der Tiger sie nicht erreichen und wenn er noch so gut sprang. Aber Tiger können schwimmen, obwohl das zu den Seltenheiten gehört. Es war wohl besser, weiter zu rudern. Der Schweiß lief ihnen über Rücken und Schultern bei der schweren Anstrengung.

Inzwischen war es plötzlich dunkel geworden, die kurze Dämmerung hatte sie überrumpelt, und auf irgendeine Weise mußten sie die Nacht hinbringen. Sie suchten sich eine Stelle, wo sie an Land gehen konnten, zogen das Kanu ans Ufer, nahmen einen Wasserkrug, Streichhölzer, ein paar von den Fischen, die sie gefangen hatten und auch ein Bündel Bananen mit ans Land.

In einiger Entfernung fanden sie einen freien Platz unter einem großen Baum. Hier war keine Spur von Gras, und die Erde war trocken. Sie sammelten Reiser und zündeten ein Feuer an. Es war nicht leicht in Brand zu bekommen, denn es mangelte an Holz.

Endlich loderte die Flamme auf; nun wurden die Fische mit dem Messer aufgeschnitten und gesäu-

bert, ein Stock hindurchgesteckt und das Ganze über das Feuer gehalten. Ein paar Bananen wurden auch geröstet, kamen aber verkohlt heraus. Und doch schmeckten sie gut. Und die Fische! Und das Wasser! Herrlich! Pipli hatte noch zwei blaßgelbe Zigarren von seinem Reisevorrat. Die rauchten sie hinterher.

Pechschwarze Finsternis umgab sie.

Nun begannen die Moskitos sie zu plagen, schwirrten und summten. Aber die Knaben legten sich dicht nebeneinander, deckten das Gesicht zu und warteten aufs Einschlafen.

Das Feuer erlosch, die letzten Funken leuchteten wie rote Augen, bisweilen wehte ein modriger Hauch vom Fluß zu ihnen herüber. Durch die Baumkronen konnten sie die Sterne sehen, und dann und wann hörten sie Blätter rascheln. Lange lagen sie wach. Tief in der Dschungel ertönte das ferne Brüllen der Tiger, daß die Knaben erbebten. Es war unheimlich. Das Herz schlug rascher. Aber schließlich schliefen sie doch ein, denn sie waren todmüde.

Kempale öffnete die Augen zuerst. Der Mond stand am Himmel, und noch war es Nacht. Irgendetwas bewegte sich oben im Baum, doch es wurde gleich wieder still. Das hatte ihn aber geweckt. Kempale lag immer nur im Halbschlaf.

Er verhielt sich still und blickte hinauf. Jetzt war es wieder da. Dunkel gegen hell — ein zottiger Tierkörper bewegte sich, es war ein Affe. Wahrscheinlich blickte er auf sie herab. Nur ein Affe; der war nicht gefährlich. Aber Kempale konnte doch nicht wieder einschlafen. Piplis ruhige Atemzüge tönten ihm im Ohr. Sollte er ihn wecken? Es würde dann viel lustiger sein. Und er rüttelte den Freund.

Pipli stöhnte, schlug die Augen auf, gähnte und reckte sich; er wußte nicht gleich, wo er war; aber als es ihm einfiel, dachte er sofort an den Tiger. „Ist der Tiger da?“ fragte er.

„Ein Affe,“ sagte Kempale und deutete nach oben.

Das Tier schlich jetzt wieder den Ast entlang; es hatte unten Menschen gehört und hielt den Ort nicht für sicher.

Die Knaben fröstelten.

Sie rieben sich den Körper und die Beine. In Wirklichkeit war es nicht einmal kühl, siebzig Grad Fahrenheit; es war nur der Gegensatz zu der brennenden Hitze des Tages. Die Luft war sehr feucht; es war also kein Wunder, daß sie froren.

Jetzt wurde der Himmel heller, die Papageien begannen zu kreischen, lauter und immer lauter, und aus dem Waldesdickicht erklangen Vogelstimmen. Breite Lichtgürtel spannten sich über die Baumkronen, und es wurde heller Tag. Da summten die Insekten, die Grashüpfer zischelten und der Wald bekam neues Leben.

Eine Affenfamilie saß oben im Baum und blickte zu ihnen hinunter, rollte mit den Augen und verrichtete ungeniert ihre Notdurft.

Sie hatten noch mehrere Bananen vom Tage vorher, und diese wurden ihre Morgenmahlzeit; aber obwohl sie unten im Boot noch Fische hatten, wollten sie kein Feuer anzünden, sondern lieber warten, bis sie wieder zu Hause waren.

Das Boot wurde in den Fluß geschoben und an dem frühen Morgen ruderten sie über das gelbe Wasser heim.

Unterwegs kam ihnen ein Boot entgegen. Die Ruderer, die im Boot standen, hatten große, flaschengrüne Turbane auf dem Kopf, sonst aber

waren sie nackt. Allmählich tauchten noch mehr Männer im Boote auf. Es wurden einige Worte gewechselt. Die Knaben erzählten von dem Tiger, und die andern fragten. Es waren Jäger und sie hatten Flinten bei sich. Sie bekamen genauen Bescheid: in den vierten Arm hinein, an einem Riesenbaum vorbei, etwa an der Stelle, wo das Schilf seinen Anfang nimmt. Grüßend und dankend ruderten sie weiter.

Als Kempale und Pipli endlich nach Hause kamen, trafen sie die Mutter allein; der Vater war früh hinausgerudert, um sich nach ihnen umzusehen. Die Mutter zeigte keine Spur von Unruhe, erst eben in der Hütte umarmte sie plötzlich den Sohn, aber ganz rasch, verstohlen, denn Pipli durfte es nicht sehen.

Dann wuschen sich die Knaben und plätscherten draußen im Wasser, bekamen warmes Essen und legten sich auf die Matten, um zu schlafen.

KHADIA

IN Bagwandas' Bungalow in Giurgom, im Hintergarten, saß Khadia am selben Nachmittag, als Lady Hamilton den Gouverneur besuchte, und sprach mit seinem Onkel. Khadia war eben aus Nasik City gekommen und wollte Bescheid haben. Was bedeutet dies eigentlich? Woher hatte der Onkel diese Nachricht erhalten?

Bagwandas musterte den Neffen; aber Khadia saß so ruhig und natürlich da, mit gutem Gewissen, und sah ihm treuherzig in die Augen. Diesen Blick hatte schon der Knabe gehabt; vieles war seit jener Zeit geschehen, und Khadia war ein ganz anderer geworden, aber die Augen trogen nicht, die konnten nicht lügen.

Ja, der große, magere Mann hatte sich gerächt, der, den Prabaker geprügelt hatte, erzählte Bagwandas bedächtig in seiner gründlichen Art. Nachdem er jetzt wieder aus dem Gefängnis entlassen war, hatte er sie angezeigt. Man hatte nachgeforscht, wie Khadia lebte, behauptet, er treibe Propaganda, kurz, ihn als Bolschewisten bezeichnet. Es seien noch viele andere in die Angelegenheit verwickelt. Nach Prabaker habe man bisher vergebens gefahndet. Daß Khadia verheiratet sei, war bekannt, also . . .

„Du mußt nicht denken, Khadia, daß sie jetzt nicht auch von deinem Hiersein wissen," sagte der Onkel.

„Draußen auf der Straße geht ein Mann und beobachtet uns."

Khadia überlief ein Schauder. Er hatte ja im Grunde nichts verbrochen. Außerdem lagen diese Versammlungen schon so weit zurück; für ihn waren sie erledigt, als er schließlich entdeckt hatte, daß das, was er meinte, und das, was die andern verstanden, himmelweit verschieden war. Sie waren und blieben Hindus, Inder, und hatten nicht das leiseste Verständnis für seine Ideen und Gedanken. Unreif waren die Hindus. Es würden leider noch viele Jahre vergehen, ehe Indien ganz wach wurde. Bolschewik? War er Bolschewik? Wer weiß denn, was Bolschewismus eigentlich ist? Bolschewismus ist in Rußland etwas anderes als in China. Gewiß wollte er das Beste für die Massen, aber er sprach über Hygiene und über Schulen, über Entwicklung, über die Abschaffung veralteter Kastenbegriffe, wollte aber doch auch das festhalten, was hier in Indien gut war.

Aber diesmal wollte er seine eigene Sache vertreten und würde schon alles ins Reine bringen, wenn man ihn nur reden ließe.

Der Onkel saß still da und betrachtete Khadia, der mit warmer Stimme, tief und ruhig sprach. Er sah den Jüngling an und dachte in seinem Innern, daß Khadia und er im Grunde sich viel näher standen, als er geglaubt hatte; natürlich gab es Abweichungen. In manchem und vielem konnte er durchaus nicht mitgehen, aber in vielen Punkten war er doch gleicher Meinung mit Khadia!

„Aber das ist eben das Unglück," sagte er langsam, als ringe er sich jedes Wort ab, und strich unausgesetzt über seine Schenkel, während er den Körper hin und her wiegte, „ich glaube nicht, daß sie dir Gelegenheit geben, dich in dieser Weise zu äußern.

Man schert alles über einen Kamm. Dieser und jener ist beschuldigt, wird angeklagt; Beweise liegen vor (was sie Beweise nennen). Ihr seid gefährlich für den Staat, folglich werdet ihr verurteilt. Mehr um ein Exempel zu statuieren, als um der Sache selbst willen: werdet ihr erschossen, so haben sich die Engländer wieder in Respekt gesetzt. Die alte Geschichte."

Die Palmenblätter raschelten, rings umher dehnten sich grüne Rasenflächen, und es duftete nach Reseden und Magnolien, vermischt mit Mandel- und Zimtduft. Hoch in der Luft kreuzten die Geier, sie kamen von Malabar-Hill hergesegelt und schwebten in Kurven über den Gärten von Giurgom, und fern hinter den Büschen hörte man das Plätschern des Meeres.

Plötzlich kam ein Diener herbeigelaufen. „Das Telephon!" rief er. „Mister Wood."

Bagwandas ging hinauf. Wood telephonierte das Ergebnis seiner Unterredung mit Lady Hamilton; er wolle gern persönlich mit Bagwandas sprechen, am liebsten gleich. Ja, danke. Dann werde er also kommen. Ob Bagwandas etwas von Khadia gehört habe? Khadia sei in Giurgom! Um so besser!

In einem Auto fuhr Wood nach dem Bungalow hinaus. Unterwegs dachte er immerfort an Khadia. Jetzt kannten sie sich schon so lange. Wenn nur Lady Hamilton bei dem Gouverneur ihr Anliegen durchzusetzen verstand. Warum sollte sie nicht dazu imstande sein? Sie war doch eine geborene Diplomatin. Er sah nervös nach der Uhr. In einer halben Stunde konnte sie zurück sein; dann wollte er im Tata antelephonieren, so war es verabredet.

Er fuhr fast den gleichen Weg, den Lady Hamilton vor wenigen Minuten unsicher gemacht hatte; auch Willy blickte auf das Meer hin, auf das blaue

und smaragdgrüne, aber er dachte an die Lage in Giurgom, als er bei Bagwandas wohnte, und an die Nächte, als sie am Strande badeten, Khadia, Prabaker, Ali und er.

Dann bog das Auto scharf rechts ab und hielt vor dem Bungalow.

„Wir können hier unten den Tee trinken," sagte Bagwandas, als Wood gekommen war, und klatschte in die Hände.

Langsam kam der Diener herbei.

Eine Decke wurde auf den Boden gebreitet; sie setzten sich nieder und tranken und aßen. Tee, geröstetes Brot, geschälte Mangos.

„Du hast mehr für mich getan, als ich verdiene," sagte Khadia und sah zu ihm auf; er hatte eigentlich noch mehr sagen wollen, hielt aber inne.

„Nein, weißt du," lachte Wood, „ich habe ja nur einen Versuch gemacht; wenn nur Lady Hamilton jetzt alles geschickt durchführt. Weißt du schon, Khadia," fuhr er gesprächig fort, „sie hat ihren Bruder verloren. Den hast du wohl auch kennen gelernt, nicht wahr?"

Khadia kannte ihn allerdings und war auf seinem Gut gewesen; besonders die großen Treibhäuser waren ihm im Gedächtnis geblieben.

„Ja, jetzt werden Hamiltons die Besitzer," warf Wood hin und sah Bagwandas an.

„Ach, wirklich?" fragte dieser interessiert.

„Ja, nun sind sie Multimillionäre," erzählte Wood und nippte an dem heißen Tee.

Sie unterhielten sich noch eine ganze Weile. Khadia legte seinen Fall dar und Wood machte sich Notizen.

„Du mußt den Kurs ändern, Khadia," sagte er plötzlich und sah von seinem Notizbuch auf.

„Den Kurs ändern?“ Khadias Gesicht drückte Erstaunen aus. „Kann man das, Willy? Ja, in einem Flugzeug, aber Anschauungen, Ideen, die wechselt man nicht so leicht.“

„Das ist ganz einerlei,“ sagte Willy und beugte sich nach vorn. „Wenn du gefragt wirst, Khadia, so mußt du deine Ausdrücke mäßigen. Nicht wahr, Mister Bagwandas?“ Willy sah zu dem Hindu hinüber. „Muß Khadia nicht lieber etwas nachgeben als alles aufs Spiel setzen?“

Aber diesmal hatte er sich in diesem Hindu getäuscht.

„Nein, Mister Wood,“ erwiderte Bagwandas ernst, „das, was einem am meisten am Herzen liegt, die Ansichten, die Ideen, die ändert man nicht, selbst wenn es verhängnisvolle Folgen hat. Und ich glaube auch nicht,“ fügte er hinzu und sah scharf zu dem Neffen hinüber, „daß Khadia ohne weiteres in diesem Punkte nachgibt. Khadia hat einen Fehler begangen, er hat öffentlich gesprochen, jawohl, oder doch teilweise öffentlich; in England allerdings würde man das privatim nennen; hast du nicht in einem Klub gesprochen? (Diese letzten Worte waren hastig an den Neffen gerichtet). Aber was die Ideen betrifft,“ fuhr er langsam zu Wood gewendet fort, „ist Khadia reiner Idealist, er hat niemals Propaganda getrieben.“

Khadia blickte zu dem Onkel hinüber, ein heißer Blutstrom stieg ihm zum Herzen und in die Wangen, und mit glänzenden Augen sagte er zögernd: „Onkel, ich würde gern alles tun, um aus dieser Sache herauszukommen, alles, was möglich ist, aber, Willy,“ — und dabei sah er Wood an, „du kennst mich doch; habe ich jemals mit meinen Meinungen geprahlt?“

Aber Wood hatte, während er interessiert zuhörte, fortwährend nervös auf seine Uhr gesehen. Jetzt sprang er auf.

„Entschuldigen Sie, ich muß jetzt telephonieren," sagte er, die Uhr in der Hand. „Nicht wahr, dann wissen wir Bescheid. Lady Hamilton muß nun wieder zu Hause sein."

Wood ging allein ins Haus.

„Ich danke dir, Onkel," sagte Khadia tief bewegt, als Wood begangen war, „ich danke dir; das werde ich dir nie vergessen." Und Khadia meinte es ernst mit seinem Dank.

„Nun, mein Junge," lächelte Bagwandas erfreut, „nimm dich jetzt nur zusammen, wir werden die Sache wohl ins Reine bringen. Und dann, Khadia, nicht wahr, dann beginnt etwas Neues?"

In zwei Sätzen kam Willy über den Rasen dahergestürmt, das ganze Gesicht strahlte.

„Gestrichen," rief er schon von weitem, „gestrichen! Khadia ist gestrichen!" Er eilte auf den Freund zu und drückte ihm herzlich die Hand.

Er hatte sonst nicht viel zu erzählen. „Gestrichen", das war die lakonische Mitteilung, die Lady Hamilton ihm am Telephon gemacht hatte, aber darauf kam es ja auch nur an.

Khadia verstummte, wunderlich ergriffen; er hatte großes Verlangen danach, Willy seine Sympathie zu bezeigen, aber im tiefsten Herzen schämte er sich, seine Gefühle merken zu lassen; und doch war er wirklich glücklich. Erst jetzt begriff er, daß er in ernster Gefahr gewesen war. Er drückte Willys Hand fest, behielt sie in der seinen und lächelte.

„Jetzt müssen wir aber zu Lady Hamilton, Khadia, um ihr zu danken," sagte Wood und machte sich los. „Können wir nicht gleich fahren?"

Sie verabschiedeten sich von Bagwandas und sausten durch Giurgom nach Tata. Willy fühlte sich erleichtert; er zündete sich eine Zigarette an und streckte die Beine aus. Khadia war nicht weniger beruhigt, und zum erstenmal seit langer Zeit waren die beiden Freunde in gleicher Stimmung.

„Jetzt können wir ja wohl beide zufrieden sein?“ sagte Willy und stieß den Rauch durch die Nase.

„Ich bin so froh, als hätte ich neue Augen bekommen,“ erwiderte Khadia träumend.

„Und wir essen zusammen, Khadia, nicht wahr?“ lachte Willy ausgelassen.

„Es ist Frühling in mir, Willy,“ sagte Khadia, der in eine ganz andere Welt versunken war. „Gewiß, aber dann auf Hinduart.“ —

Im Taj Mahal kleidete Lady Hamilton sich um; sie mußte Trauer anlegen, hatte aber nur ein ganz weißes Kleid. Wer nimmt schwarze Kleider nach Indien mit? Eigentlich war es ein ungewöhnliches Besuchskleid, aber alle ihre besseren Kleider waren grau, lederfarben oder in lila, braunen, mattblauen, zarten Farben gehalten.

Sie empfing sie stehend. Eiskalt.

Khadia brachte seinen Dank vor, und Wood fügte gewandt den seinen hinzu.

Die Dame blieb kühl. Es war, als empfange sie in dem Rittersaal eines alten Schlosses. Und wie sie da stand, ganz in Weiß ohne den geringsten Schmuck, stark gepudert und mit müdem Blick, wirkte sie auf Khadia wie Europa. Konnte er begreifen, daß der Oberst und diese weiße Dame ihn damals mit nach London genommen hatten? Nein! Zwischen Asien und Europa steht eine Mauer.

Wood sah von einem zum andern. Es war, als sei er selber Luft für Lady Hamilton, und er begriff, daß diese Begegnung nicht notwendig gewesen sei.

Und sie selbst?

Vielleicht dachte sie: ‚Hätte dies mir nicht erspart bleiben können. Ich habe ja doch meine Pflicht getan. Warum jetzt dies?‘ Sie hatte eben erst den Zauber der Macht empfunden. Bequem zurückgelehnt hatte sie auf der Heimfahrt von dem Gouverneur plötzlich selber erkannt, daß sie vielleicht, wenn man die Sache bei Licht besah, dem Gouverneur einen Dienst erwiesen hatte, nicht er ihr; sie mußte ihn natürlich früher oder später für seine Hilfe belohnen.

Aber sie hatte geherrscht. Ein einziges Wort von ihr, und Khadia war von der Liste gestrichen.

Sie lächelte fein.

„Khadia,“ sagte sie würdig und leicht ermahnend, „der Gouverneur hat dich begnadigt; nun erwarten wir aber auch in Zukunft ein ganz anderes Verhalten.“

Sie rieb sich die weißen Hände, es war ein so seltsames Gefühl, keine Ringe zu tragen, und sah Khadia an. Er war gewachsen. Zu groß, fand sie. Nicht derselbe wie damals in der Allee.

„Ja, ja,“ fügte sie dann in ganz anderm Tone hinzu, leicht und graziös, „versuche, vernünftig zu werden, Khadia. Aber ich muß dir wohl noch zu deiner Verheiratung gratulieren.“

In wenigen Worten erzählte Khadia jetzt von seiner Frau, aber Lady Hamilton hörte nur halb zu. Im Grunde war das alles ihr so furchtbar gleichgültig.

„Haben Sie etwas mit dem Prozeß zu tun, Mister Wood?“ sagte sie unerwartet zu Willy.

„Gewiß, Euer Gnaden, ich muß wenigstens dabei sein; wenn etwas geschieht, müssen wir ja in Aktion treten.“

Sie verstand.

Plötzlich trat ihr wieder das Bild des erschossenen Khadia vor die Augen. Sie sah hastig zu ihm hinüber. Da stand er, fein und schlank, hübsch und frisch, mit seinem mächtigen Turban, in dem schneeweißen Gewande und sah ihr frei ins Gesicht.

Jetzt traten ihr doch die Tränen in die Augen; sie streckte ruhig die Hand aus und streichelte ihm die Wange wie damals, als er noch ein Knabe war . . .

„Haben Sie Dank, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie dabei im leichten Konversationston zu Wood . . . Die Audienz war beendet.

Sie gingen.

Vor dem Hotel nahmen sie ein Cab und fuhren in das indische Viertel.

Da, wo die Hindustadt beginnt, stiegen sie aus und wanderten durch die verkehrsreichen Straßen. Wie gewöhnlich wimmelten sie von Menschen. Die Sonne ging unter; es wurde im selben Augenblick dunkel, und aus allen Buden, von Altanen und Balkons, von Dächern und aus Fenstern strahlte jetzt Licht über die Straßen hin. Die Luft war weich und warm, Sterne standen am Himmel; ein brenzliger Geruch kam aus allen Küchen und der mehlige Staub der Straßen stank nach Kot.

„Sie war so steif,“ sagte Wood mitten im Gedränge; noch hatten sie kein Wort über Lady Hamilton gewechselt.

„Ich finde, sie ist alt geworden,“ sagte Khadia mild, „arme Lady Hamilton,“ fuhr er fort, „sie hat es immer so gut mit mir gemeint, aber es muß schrecklich sein, als Engländerin geboren zu werden.“

„Sage einmal, Khadia,“ nahm Willy etwas später, als sie in einem Restaurant saßen und grüne Kalablätter, weißen Reis und gelben Papaja aßen, das Gespräch

wieder auf: „Sage, wo ist eigentlich Prabaker geblieben?"

Er müsse wohl in Kalkutta sein, sagte Khadia; er habe ihm postlagernd zweimal geschrieben aber keine Antwort bekommen. Prabaker sei gewarnt. Ob er etwas zu fürchten habe? Ja? Nun, da wolle er lieber nicht mehr schreiben.

In der lauen Nacht gingen die Freunde in Bombay umher und sprachen über alle Dinge zwischen Himmel und Erde, wie nur diese beiden so verschiedenen Menschen sprechen konnten, Wood, der Weiße, dessen Gedanken die des Westens waren, der aber in seinen Gefühlen mit dem Osten sympathisierte, und Khadia, der in seinen Gedanken Asiate war, aber menschlich fühlte.

EIN SOHN

Es war am Nachmittage; draußen in den Gärten bei Nasik City saßen Rupsundari und die alte Satara beisammen und schmiedeten Pläne. irgendwie mußten sie versuchen, Nachricht von Khadia zu bekommen. Rupsundari hatte der Alten sich zuerst anvertraut, dann aber hatte Satara ihr auch von dem Manne erzählt, der den Brief gebracht hatte, ohne ihr sagen zu wollen, wer ihm das Schreiben gegeben habe.

Die Tränen liefen Rupsundari über die Wangen.

„Glaubst du nicht, daß Khadia wiederkommt?" fragte sie und gab sich ihrem Schmerz hin.

Die Alte strich Rupsundari über das Haar; wie gern wollte sie etwas für Khadias Frau tun, ihr helfen, alles opfern, wußte sich aber gar keinen Rat.

Im Hause hatte es große Aufregung gegeben, als Khadias Verschwinden bemerkt wurde; keinem hatte er ein Wort davon gesagt. Hätte er nur seine Mutter unterrichtet, so wäre alles gut gewesen, aber daß man nicht einmal wußte, wo er geblieben war, das war entsetzlich. Wenn die Leute das hörten, würden sie gleich das Schlimmste denken. Khadias Mutter hatte deshalb auch sofort geäußert, sie wisse um Khadias Reise, aber es dürfe absolut nicht in der Stadt darüber gesprochen werden. Doch niemand glaubte ihr.

Und die Tage vergingen.

Rupsundari erwartete ein Kind.

Sie aß mit glänzendem Appetit und schlief wie ein Stein.

Die Bäder nahm sie regelmäßig, und mit Satara zusammen goß sie täglich Oel auf die Götterbilder.

Sie wünschte ja so innig, daß sie allen andern diese Freude bereiten könne, auch wenn sie selber bei der Geburt sterben sollte.

Da kam Khadia zurück.

Er kam wie zu einem Fest.

Sein Gesicht strahlte und die Augen leuchteten.

Seine Mutter küßte er, nahm sie beiseite und vertraute ihr die ganze Sache an, und alles war wieder gut.

Willy Wood hatte seinen Freund nicht im Stich gelassen. Er hatte den Kampf ausgefochten. Jetzt sahen sie ja selber, was für ein Mann er war. Diese Engländer halten Wort, vergessen ihre Freunde nicht.

Satara stand lauschend dabei.

Als Khadia sie sah, winkte er sie heran und streichelte ihre Hände.

„Ich danke dir, Satara, ich danke dir für den Brief. Du bist unser Freund! Ich habe dir auch ein Band mitgebracht!“ und aus dem Turban zog Khadia ein rotseidenes Band hervor und gab es der alten Satara, die unter Knicksen sich entfernte.

Khadia ging früh zur Ruhe. Dann zog er seine kleine Frau an sich und drückte sie fest und innig an seine Brust. Wie liebte er sie! Dieses kindliche Weib, das stumm war und nur an ihn dachte. „Rupsundari, ich liebe dich!“ flüsterte er und küßte sie heiß und lange, hielt ihre Hände fest und versank völlig in ihr.

Und Rupsundari war glücklich.

Sie lag ganz still, ihre Brust wogte und ihre Wimpern betauten sich mit Freudentränen.

Dann nahm sie Khadias Hand und legte sie unter ihr Herz.

„Wenn es nur ein Knabe wird!“ sagte sie mit zitternder Stimme.

Jetzt war Khadia froh.

Arm in Arm schliefen sie ein.

An einem blauen Morgen gebar Rupsundari Khadia einen Sohn.

Sie lag ganz still und litt.

Die Schmerzen waren groß, und sie konnte einen Schrei nicht unterdrücken, so gern sie es auch gewollt hätte.

Khadia wich nicht von ihrer Seite. Obwohl es nicht Sitte war, daß er im Zimmer blieb, war es nicht möglich, ihn zu entfernen. Er dachte voller Angst daran, daß er Sita verloren hatte, als sie ein Kind gebar, und wollte nicht hinausgehen. Sollte auch diesmal das Schlimmste geschehen, so wollte er am Bette seiner kleinen Frau sein. Er litt fast die gleichen Qualen wie sie. Er tröstete und tröstete, während ihm Tränen über die Wangen liefen. Und als endlich der Knabe geboren war, fiel Khadia in schweren Schlaf, neben Rupsundari, die jetzt halb träumend, aber tief glücklich dalag und ihm über das Haar strich.

Ein Sohn!

Wie glücklich war sie!

Ruhig in ihrem Arm ruhte ein schöner Knabe und an ihrer Seite Khadias schlummerndes Haupt. Ihre fieberfeuchten Finger tasteten nach seinem Haar, bis auch sie in ebenso festen Schlummer sank wie Khadia.

Aber die alte Satara wachte über ihnen.

DER GELBE MANN

PIPLI saß im Walde und dachte. Kempale war auch da, sagte aber wie gewöhnlich nichts. Er sehnte sich danach, mit Khadia zu sprechen oder mit andern Menschen zusammenzutreffen, die Leute in den Basaren erzählen zu hören, zwischen Hunderten von Menschen umherzugehen und ständig neue Gesichter zu sehen. Auf die Dauer war dies Leben hier draußen in der großen Natur doch zu trist für ihn.

Die Luft war weich; feuchte Wurzeln hingen von den Bäumen nieder und suchten einen Halt in dem nassen Schlamm. Große Schmetterlinge flatterten zwischen Pflanzen und Blumen umher und ein Fisch plätscherte im Teich.

Sie horchten beide auf.

Da kam der gelbe Mann dahergegangen.

Barfüßig, mit kahlgeschorenem Kopf, kam er auf sie zu und grüßte.

Nicht nur sein langer Kittel oder Mantel waren gelb, auch sein Gesicht hatte eine gelbliche Farbe.

„Ich wünsche Frieden und Glück," sagte der Mann.

„Wir wünschen dir das Gleiche," sagte Pipli. „Wo kommst du her?"

„Ich wandere," sagte der Mann und ließ sich bei ihnen nieder.

Pipli fand sofort Gefallen an ihm und freute sich; er sprach so gern mit einem Fremden.

Der Mann war untersetzt, sehr gut gewachsen, hatte runde, aber doch breite Schultern, einen kurzen Hals und war sonnverbrannt. Sein Charakter lag hauptsächlich im Ausdruck seines Mundes, eines gutgeschnittenen, etwas sinnlichen Mundes, der lächeln, aber auch tiefernst sein konnte und doch wie der Mund eines Knaben aussah. Er hatte eine gerade Nase und sehr schöne, etwas schräg geschnittene Augen mit geschwungenen, dunklen Wimpern. Seine Stimme unterstrich und vertiefte in ganz einziger Art seine Worte.

Ein wandernder Priester war er. Buddhist.

„Und hier sitzt ihr beide ganz allein," sagte er.

„Ja, das tun wir gern," erwiderte Pipli.

„Die Menschen sind immer allein," sagte der Mann.

„Das weiß ich nun doch nicht," lachte Pipli. „Ich bin zuweilen in Kalkutta und in Bombay gewesen, und da habe ich Gesellschaft genug."

„In Gesellschaft mit andern ist man vielleicht am allereinsamsten," lächelte der Gelbe.

„Wo willst du hin?" forschte Pipli.

„Fort von den Menschen und hin zu den Tieren," entgegnete der Mann.

Aber nun wurde es Pipli zu sonderbar.

„Wir beide sind nur Fischer, verstehst du," sagte er, „wir wohnen nicht sehr weit von hier. Ich heiße Pipli, Pipli aus Kalkutta, und der da ist Kempale. Wenn du hungrig bist, kannst du mit uns kommen und essen; wir müssen jetzt doch nach Hause."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, stand er auf und sagte: „Komm, wir wollen gehen; dann mußt du uns aber auch etwas von dir selbst erzählen. Nicht wahr?"

Alle drei brachen auf.

Und dann erzählte der Mann seine Geschichte.

Er erzählte sie in Bruchstücken, und sie lautete folgendermaßen:

Der gelbe Mann war nicht in Indien geboren, sondern in Assam, in der Nähe eines Flusses. Seine Großmutter stammte aus Süd-Kanton, sein Vater dagegen aus Indien selbst, während die Mutter aus Nordbirma kam. In der Familie seines Vaters war auch Araberblut, so daß er also aus mancherlei Rassen gemischt war; vielleicht gab das ihm das Fremdartige, das Pipli sofort begeisterte. Als Kind mußte er dem Vater gehorchen, einem sehr halsstarrigen Manne, und in Garten und Feld hart für ihn arbeiten.

Da war er von Hause fortgelaufen, war mit einem zufällig des Weges kommenden Kaufmann in die Berge gegangen und später in ganz Indien umhergezogen.

Als sie einmal in einem Lamakloster übernachteten, blieb er zurück, während der Kaufmann weiterwanderte; sie hatten sich gezankt, sich irgendwie entzweit, weswegen, das hatte er jetzt vergessen.

Im Kloster lernte er lesen und schreiben und wurde auch im Buddhismus unterrichtet.

Volle drei Jahre lebte er unter Mönchen und Priestern froh und zufrieden. Er jätete Unkraut in herrlichen Gärten, begoß und pflegte die Blumen und das Gemüse, und konnte sonst tun, was er wollte. Zeit hatte er genug, das Leben sollte doch gelebt werden. Was hatte es da für einen Zweck, ihn ständig an der Kandare zu haben? Und alle verwöhnten ihn. Erst als sein Lehrmeister, ein wirklich guter Mensch, ein Buddhist, starb, konnte er es im Kloster nicht länger ertragen. Er vermißte ihn allzu schmerzlich und nahm sich seinen Verlust sehr zu Herzen.

Da begann er denn, zu Fuß von Ort zu Ort zu wandern und sich sein Essen zu erbetteln; er half den Leuten und erklärte ihnen Buddhas weise Worte.

In der Hütte bei der Fischerfamilie saß er und erzählte; man hatte ihm Essen vorgesetzt, aber er aß

sehr wenig, erzählte fast die ganze Zeit.

Atemlos hörten die Knaben zu.

Der Fischer lauschte mit offenem Munde, und die Frau schlich sich nahe heran, um auch etwas zu hören.

Am hingerissensten aber war Pipli; er verschlang alles, was der Mann sagte, mit strahlenden Augen; seine Phantasie trieb Blüten — wenn er nur mit diesem Manne gehen könnte und all das erleben, was er erzählte und erdichtete.

Der gelbe Mann hüllte sich in seinen weißen Mantel und legte sich zum Schlafen nieder.

Pipli mußte ihn jetzt gleich fragen, er mußte es sofort wissen, ob er mit ihm gehen dürfe.

Und als der gelbe Mann nichts dagegen hatte, sich vielmehr darauf freute, war Pipli seelenfroh.

Aber als er dann am nächsten Morgen wirklich von Kempale und von der Fischerfamilie Abschied nehmen mußte, weinte er doch, und sein Kamerad hatte auch feuchte Augen.

„Du gehst, wie du kommst," sagte Kempale und schwieg jählings; es war fast, als habe er zuviel gesagt, und das hatte er ja auch wirklich getan.

„Lebwohl, Kempale, ich danke dir für alles; wir werden uns wiedersehen," sagte Pipli, und dann gingen er und der gelbe Mann zusammen in den Wald hinein . . . der Mann mit dem dreieckigen Gesicht unter der gelben Kapuze, daneben ein nackter Knabe, schlank, gut gewachsen, einen großen Turban auf dem Kopf, Pantoffeln an den Füßen und in der Hand einen Stock.

So wanderten sie, den Stock in der Hand, durch Bambus- und Mangrovengehölz und verschwanden im nassen, feuchten Walde.

Einsam vor der Hütte saß Kempale; hier war etwas, was er nicht verstand, aber sein kindliches Herz wanderte mit den beiden Andern in das sumpfige Land hinaus.

SCHLUSS

DIE alte Satara saß und webte; sie hatte gern irgendeine Beschäftigung; man sah sie sehr selten müßig, das lag ihr nun einmal nicht. Auf dem Fußboden auf einer Matte zappelte ein nackter Knabe, Khadias und Rupsundaris Sohn, der jetzt rund und drall geworden war.

Die Regenzeit war vorbei und die Witterung wurde trockener. Mit jedem Tage wurde die Luft angenehmer, die Zeit der Leiden war vorüber.

Satara achtete auf ihr Gewebe und zugleich auf das Kind. Das Schiffchen bewegte sich rasch in ihren krummen Fingern und der Webstehl knirschte traulich.

Ein schwaches Halbdunkel herrschte im Zimmer; das Licht kam draußen vom Gang, aber nicht unmittelbar; es brach in gelbem Schein durch geflochtene Jalousien.

Der Knabe lag mit bloßen Füßen da und streckte die Beine mit gekrümmten Zehen in die Luft.

Eine schwarze Katze schnurrte behaglich in der Ecke. Fliegen krabbelten auf dem Gesicht des Kindes, daß es um sich schlug; aber Satara paßte auf; hastig nahm sie einen Federbüschel und fuhr damit über den Kopf des Knaben.

Heiß war es, denn es war noch mitten am Tage. Es duftete stark nach Narzissen, die in einem Krug standen, und ein Gestank von Kehricht, der auf die Straße geworfen war, drang herein.

Es war um die Stunde, da ganz Indien ruht, und doch saß sie hier treu und fleißig.

Da glitt der Vorhang plötzlich zur Seite, und Khadia und Rupsundari traten leise ein.

„Du hier, Satara?“ sagte Khadia und grüßte die Alte, indem er die Hand an die Stirn legte, aber Rupsundari grüßte nicht; sie eilte auf das Kind zu, hob es auf und legte es an ihre Brust, dann erst blickte sie nach dem Webstuhl hinüber und nickte Satara freundlich zu.

Die Alte erhob sich langsam, wickelte das Schiffchen auf, schob den Webstuhl zurecht und glitt leise hinaus.

„Wie ist sie doch prächtig, findest du nicht?“ sagte Khadia, als Satara draußen war.

„Ja,“ antwortete Rupsundari und strich liebkosend mit der Hand über den Kopf des Kindes, „es gibt wirklich Menschen, die sich selber völlig vergessen und nur für andere leben.“

Nun mußte Khadia seinen Sohn auf den Arm nehmen. Er hielt ihn hoch empor und lachte.

„Ruspundari, alles, was ich nicht gelebt habe, wird er erleben; ist er nicht das Beste, das wir besitzen?“

Damit legte er das Kind wieder auf die Matte, und gleich darauf schlief es friedlich.

Ein schöner, nackter, wohlgebildeter Knabe.

Khadia saß neben ihm und sah ihn an. Das war sein Sohn, sein und Rupsundaris Sohn, und sie saß dicht neben ihm . . . jetzt auf einmal erinnerte er sich seines Lebens an dem schmutzig gelben treibenden Flusse, der vielen Gedanken, die ihn damals bewegten, all der Dinge, die die Priester ihm eingeredet hatten, alles dessen, was er damals zu seiner Richtschnur hatte machen wollen . . . Wie seltsam war das alles! Hatte er nicht immer gesucht und gesucht?

Sein ganzes Leben lang? Gesucht nach irgend etwas? Warum war er eigentlich so lange umhergewandert, warum hatte die Sehnsucht ihn durch die ganze Welt getrieben, wenn hier, hier auf dem Fußboden, vor seinen Augen, das Wertvollste lag, das Einzige?

Er sah deutlich den Fluß vor sich, sah all das Gleitende, Sickernde, Treibende, Fließende, Schiebende, das langsam, gelb und gleichmäßig, ruhig und bedächtig immer den gleichen Weg zieht, den gleichen Weg flußabwärts, und die Seele mit Frieden erfüllt.

Da traten Tränen in Khadias Augen. Er drückte seine kleine Frau fest an sich, während sie nach dem Kinde hinübersah.

„Rupsundari, was ich nicht erreicht habe, muß er vollbringen. Ist es eigentlich nicht unendlich wenig, was wir erreichen?“

Khadias rote Blumen blühten.

Der gelbe Schein lag auf Rupsundaris runder Gestalt, glitt über Khadias eckige, harte Züge und beleuchtete einen schönen, festen, braunen, nackten Knaben, nach Khadias Worten das Schönste in ganz Indien, — leuchtete auf Khadias Indien.
